L'Affaire Lerouge

oder

Gefahren des Irrthums.

L'Affaire Lerouge

oder

Gefahren des Irrthums.

Roman

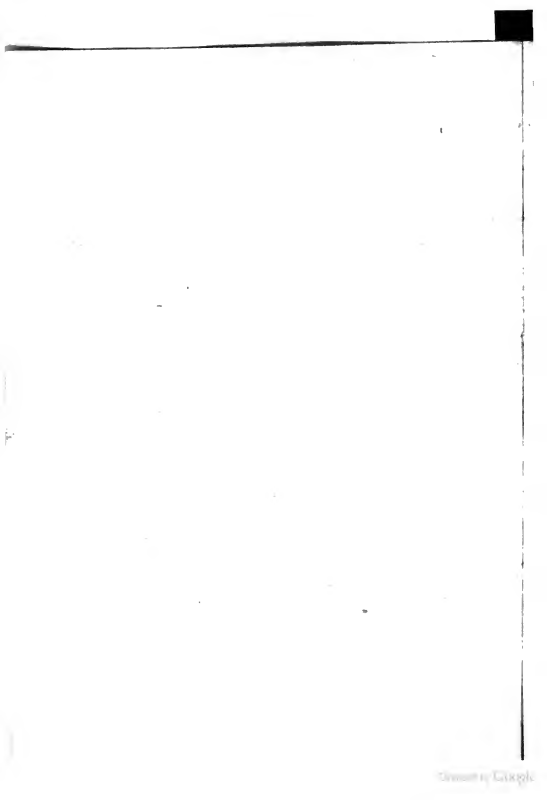
von

Emil Gaboriau.

Aus dem Französischen.

2. Band.

Wien,
Albert Last.
1867.



VII.

(Fortsetzung.)

Der freiwillige Polizeiagent erschöpfte sich in Plänen, die er immer wieder als unausführbar verwarf. Er war so tief in diese Gedankenthätigkeit versunken, daß er den Untersuchungsrichter nicht einmal bemerkte, als dieser bereits im Zimmer stand; erst seine Anrede erweckte ihn. Er sagte mit leiser, bewegter Stimme:

„Entschuldigen Sie mich, Herr Tabaret, daß ich Sie so lange allein gelassen habe."

Der kleine Mann stand auf, verbeugte sich sehr tief, und antwortete:

„Ich habe wirklich kaum bemerkt, daß ich allein war."

Daburon maß das Zimmer mit seinen Schritten, und setzte sich dann Tabaret gegenüber nieder. Seinen Arm stützte er auf einen Tisch, der mit den Schriften über das Verbrechen bedeckt war. Er schien erschöpft.

„Ich habe viel über die Sache nachgedacht," fing er an.

„Ich auch. In dem Moment, als Sie eintraten, dachte ich gerade an das wahrscheinliche Benehmen des Grafen

Commarin bei seiner Verhaftung. Ich halte diesen Moment für äußerst wichtig. Sollte er heftig werden, die Polizei hinauswerfen wollen? Das ist bei geriebenen Verbrechern schon vorgekommen. Ich bin jedoch der Meinung, daß er ruhig und kalt bleiben wird — das sieht dem Charakter am ähnlichsten, den er bei dem Vorgange gezeigt hat. Sie werden sehen, mit welcher stolzen Sicherheit er auftreten wird. Er wird behaupten, einem Mißverständnisse zum Opfer zu fallen, er wird gleich zum Richter geführt sein wollen, damit die Sache so schnell als möglich aufgeklärt werde."

Der eifrige, kleine Mann sprach mit solcher Ueberzeugung, solcher Gewißheit, daß Daburon lächeln mußte, und sagte:

„So weit sind wir noch nicht."

„Wir werden aber in wenigen Stunden so weit sein. Sobald es Tag wird, werden Sie den Befehl ausfertigen, um den Grafen Commarin verhaften zu lassen, denke ich mir."

Der Richter wandte sein Gesicht ab, wie der Kranke thun mag, wenn er sieht, wie der Chirurg das fatale Instrument aus der Tasche zieht. Er sah wohl ein, er mußte handeln, hier galt kein Ausweichen.

„Sie sind sehr rasch, mein lieber Tabaret, Sie kennen kein Bedenken!"

„Weil er der Verbrecher ist! Ich frage Sie selbst, wer anders als er kann die That begangen haben? Wem anders als ihm konnte es einen Nutzen bringen, wenn die Witwe Lerouge und mit ihr ihre Aussage, ihre Briefe,

ihre Papiere verschwanden? Ihm allein. Mein Freund Noel, der so schonend vorgegangen, wie der rechtliche Mann immer thut, hat ihm die Gefahr gezeigt — und er ergriff seine Maßregeln. Wenn er nicht als der Schuldige erkannt wird, so bleibt er Graf Commarin, und mein Noel der Advokat Gerdy bis an sein seliges Ende.

„Wohl wahr — indessen . . .“

Der kleine Mann sah den Richter an, als könne er ihn nicht begreifen, und fragte:

„Sie sehen da noch Schwierigkeiten?“

„Gewiß, mein Freund, diese Angelegenheit erfordert die größte Umsicht. In einem Falle, wie er hier vorliegt, soll man nicht handeln, bevor man Gewißheit hat, und wir haben es hier immer noch mit Vermuthungen zu thun. Wenn wir uns täuschten! Leider läßt sich ein Irrthum der Justiz nicht wieder zurücknehmen; auf wen sie einmal ihre Hand gelegt, der trägt das Merkmal für alle Zeit. Vergebens posaunen wir nachher aus, daß wir uns geirrt! Wer einmal mit Koth beworfen worden, auf dem bleibt immer Etwas hängen.“

Kopfschüttelnd hörte Tabaret diese Argumente an. Er selbst hätte sich von solchen Einbildungen nicht irre machen lassen.

„Ich glaube es selbst, daß wir nicht den Unrechten beschuldigen — aber gesetzt, es wäre dennoch so? Dem jungen Manne geschähe heilloses Unrecht durch unsere Ueberstürzung. Welches Aufsehen bringt nicht ein solcher Prozeß hervor — wir selbst auch setzen unsern Ruf, die

Würde unseres Amtes, das Vertrauen in die Gerechtigkeit auf das Spiel, wenn wir unvorsichtig zu Werke gehen."

Er stützte sich wieder in tiefen Gedanken auf deu Aktentisch.

„Da ist nichts zu machen," dachte der alte Tabaret, „der Mann hat keinen Muth. Wo gehandelt werden müßte, redet er; er entfaltet Theorien, wo er Befehle unterzeichnen sollte. Er ist erschrocken über meine Entdeckung und fürchtet ihre Tragweite. Ich laufe in der Nacht hierher, hoffe ihn entzückt zu sehen — nichts da. Ich glaube, er gäbe mir eine Belohnung aus seiner Tasche, wenn ich gehen wollte und sagen: ich habe nichts gehört; er könnte dann wieder ruhig den Schlaf der Gerechten schlummern."

„Ich glaube, eine Vorladung wird für's Erste genügen," ließ sich Daburon vernehmen.

„Dann ist Alles verloren!" brach Tabaret aus.

„Wie so?"

„Sie als Mann vom Fach wissen das besser als ich Laie. Wir haben es hier mit der schlauesten, raffinirtesten Berechnung zu thun. Ein glücklicher Zufall brachte uns unvermuthet auf die Spur des Verbrechers; lassen wir ihm aber Zeit und Raum, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß er uns entwischt."

Der Richter senkte das Haupt wie in schweigender Zustimmung.

„Augenscheinlich ist unser Gegner ein Mann, der besondere Geistesgegenwart, vollkommene Gewandtheit in gerichtlichen Vorkommenheiten besitzt. Mir scheint, er war auf Alles vorbereitet, hat Alles vorausbedacht — nur das

Einzige nicht, daß ein Verdacht auf ihn fallen könne. Im Uebrigen hat er seine Maßregeln bereits getroffen, darauf können Sie sich verlassen, Herr Richter. Wenn Sie ihm nur eine Vorladung schicken, so ist er schon durch. Er erscheint dann mit vollkommener Ruhe, und bringt Ihnen ein Alibi vor, das gar nicht umzustoßen ist. Er beweist Ihnen, daß er in der Nacht vom Fastnachts-Dienstage und den Abend in der vornehmsten Gesellschaft zugebracht; gespeist hat er mit dem Grafen So und so, gespielt mit dem Marquis Dingsda und mit dem Herzog — was weiß ich — zur Nacht gegessen — mit der und jener Baronin und Gräfin sich unterhalten, die ihn keine Minute aus den Augen verloren — kurzum es wird Alles so gut klappen, daß wir ihm nur die Thür aufmachen dürfen, ihn hinauskomplimentiren und uns entschuldigen. Hier gibt es nur ein Mittel — ihn durch eine Plötzlichkeit der Beschuldigung außer Fassung zu bringen, gegen die er nicht gewaffnet ist. Wie der Blitz muß man bei ihm einfallen, ihn arretiren wie er eben aufwacht, ihn mitnehmen, wenn er noch ganz verblüfft ist, ihn verhören, auf der Stelle. Nur auf diese Art kann man möglicher Weise Etwas herausbekommen. Wäre ich nur für einen Tag Untersuchungsrichter!"

„Nun, und was würden Sie dann thun?"

„Gut denn, ich bin also Untersuchungsrichter. Ich lasse den Mann arretiren, und nach zwanzig Minuten ist er schon auf meinem Zimmer. Ich lege ihm keine weitläufigen Fragen vor, ich gehe direkt auf mein Ziel los. Ich überwältige ihn sogleich durch die Wucht meiner festen

Ueberzeugung: Ich beweise ihm, daß ich Alles weiß, und das so klar, so entschieden, so unumstößlich, daß er sich ergeben muß, wenn er keinen Ausweg sieht. Ich frage ihn gar nicht, ich lasse ihn gar nicht reden. Ich sage zu ihm: Sie bringen mir ein Alibi mit, nicht wahr? Hilft Ihnen Alles nichts. Wir kennen das, ist schon Alles dagewesen. Wir wissen das von verschiedenen gerichteten Uhren — Sie nennen uns vielleicht hundert Personen, die Sie den ganzen Abend gesehen haben — also weiter.

„Ich sage Ihnen, was Sie an dem Abende gethan haben. Gegen halb acht Uhr haben Sie sich unbemerkt fortgemacht. Eine Viertelstunde später waren Sie im Bahnhofe Saint-Lazare. Um neun Uhr stiegen Sie auf der Station Rueil aus und gingen rasch nach La Jonchère. Ein Viertel auf Zehn klopften Sie an den Fensterladen der Witwe Lerouge, sie öffnete Ihnen die Thür, und Sie ließen sich von ihr zu trinken geben und begehrten ein Nachtessen. Gegen halb zehn Uhr stießen Sie ihr einen scharf gespitzten Degen zwischen den Schultern hinein, warfen dann im Hause Alles über und untereinander, und verbrannten gewisse Papiere, wie Sie wissen. Darauf nahmen Sie in einer Serviette alle Werthgegenstände zusammen, die Sie gefunden, um an einen Diebstahl glauben zu machen, gingen fort und schlossen die Thür hinter sich zu.

„Als Sie an das Ufer der Seine kamen, warfen Sie Ihr Packet in das Wasser, gingen zu Fuß bis zur Eisenbahnstation, und erschienen in Ihrer Gesellschaft wieder, als wäre nichts vorgefallen. Bis dahin haben Sie Alles vorgesehen, nur machten Sie Ihre Rechnung ohne einen

gewissen „Feinnase" und ohne den Untersuchungsrichter, den Sie vor sich sehen. Ihnen gegenüber verstellen Sie sich umsonst. Warum hatten Sie auch so feine Stiefeln, behielten ihre perlgrauen Handschuhe an und trugen einen seidenen Hut und einen Regenschirm! Jetzt gestehen Sie ohne Umschweife, dann können Sie nachher in Ihrem Gefängnisse ruhig die feinen Trabucos weiter rauchen, die Sie in Ihrer Bernsteinspitze zu rauchen lieben."

Der kleine Mann war in seinem Eifer aufgestanden, und blickte den Untersuchungsrichter triumphirend an. Er fuhr fort:

„Sehen Sie, so würde ich zu dem Manne sprechen, und wenn er dann nicht von Eisen oder von Stein ist, so knickt er vernichtet zusammen und gesteht!"

„Wenn er es nun aber doch nicht thut, was dann, mein lieber Tabaret?"

Das schien dem kleinen Manne außer dem Spaß.

„Was dann? Nun ja, dann würde man schon sehen, man müßte suchen — aber nein, es ist gar nicht möglich."

Daburon schwieg eine Weile, nahm dann eine Feder und schrieb eilig einige Zeilen.

„Ich ergebe mich," sagte er. „Es ist beschlossen, der junge Graf Commarin soll arretirt werden. Doch die nothwendigen Nachforschungen und Formalitäten werden einige Zeit kosten, deren ich eben so sehr bedarf, um zuvor seinen Vater, den älteren Grafen Commarin und Ihren Freund, den Advokaten Noel Gerdy, zu befragen. Die Briefe dieses Letzteren muß ich durchaus haben."

Bei diesen Worten faltete Tabaret die Stirn, und schien in größter Verlegenheit.

„Der Tausend auch! Das wollte ich eben nicht!" rief er aus.

„Was denn?"

„Ei, daß man sich erst der Briefe bedienen müsse! Dadurch erfährt ja Noel, daß ich das Gericht auf die rechte Spur gebracht habe! Da komme ich schön in Verlegenheit! Ich will ja eben nicht, daß irgend einer meiner Bekannten erfahre, wie ich den geheimen Agenten der Polizei mache. Sie sind ja Alle so eingebildet, eine solche Thätigkeit für ehrenrührig zu halten, sie werden mich verachten, mir nicht mehr die Hand reichen wollen. Ich werde in einen andern Stadttheil ziehen, einen andern Namen annehmen müssen ..."

„Wenn Ihnen das unangenehm ist, so soll Ihr Schützling, Ihr Adoptivsohn nichts von Ihrer Mitwirkung erfahren. Ich werde nicht lügen, jedoch ihn glauben lassen, Papiere, die ich bei der Witwe Lerouge gefunden, haben mich veranlaßt, ihn zu befragen."

Der gute kleine Mann führte in seiner Freude die Hand des Richters an seine Lippen.

„Dank Ihnen, Sie sind ein edler, vortrefflicher Mann! Und ich dachte erst vor einer Weile ... Doch gleichviel, ich will, wenn es Ihnen recht ist, bei der Verhaftung gegenwärtig sein, so wie bei der Durchsuchung der Papiere."

„Ich wollte Sie schon darum bitten, lieber Herr Tabaret."

Das Licht der Lampen fing an zu erbleichen, die

Dächer der Häuser wurden weiß und der Tag brach an. Fernes Wagenrollen ließ sich vernehmen; Paris erwachte wieder zu neuem Leben.

„Es ist keine Zeit zu verlieren," fuhr Daburon fort. „Ich möchte nichts außer Acht lassen. Ich muß den Staatsanwalt sprechen. Von ihm aus gehe ich in den Justizpalast, bis acht Uhr werde ich dort sein. Es wäre mir lieb, Sie dort zu meiner Verfügung zu haben, Herr Tabaret."

Der kleine Mann verneigte sich dankend und bereitwilligst, als ein Diener Daburon's hereintrat.

„Diesen Brief hat ein Gendarm von Bougival gebracht. Er wartet im Vorzimmer auf Antwort."

„Gut. Frage ihn, ob er Etwas essen will, und gib ihm ein Glas Wein."

„Der Richter erbrach das Siegel.

„Sieh', ein Brief von Gevrol."

Er las:

„Herr Untersuchungsrichter!

„Ich habe die Ehre Sie zu benachrichtigen, daß ich dem Manne mit den Ohrringen bereits auf der Spur bin. Ich habe Nachrichten über ihn erhalten, er war in einem Weinhause unter halb benebelten Gästen. Am Sonntag Morgen war der Mann bei der Witwe Lerouge, und kam zu demselben Wirth herein, um zwei Maß Wein zu kaufen. „Ich dummer Kerl," sagte er plötzlich und schlug sich vor die Stirn, „da habe ich ganz vergessen, daß morgen der Namenstag unseres Schiffes ist," und kaufte sofort noch drei Maß Wein. Das Schiff muß Saint-Marin heißen. Es war mit Getreide befrachtet. Ich habe eben

selbst an den Präfekten geschrieben, damit in Paris und Rouen nach dem Schiffe geforscht werde. Das muß auf jeden Fall zum Ziele führen."

„Der arme Gevrol!" platzte Tabaret mit Lachen aus; „der schleift seinen Säbel, und damit ist der Sieg schon gewonnen, glaubt er. Wollen Sie ihm nicht sagen, daß seine Mühe unnütz ist?"

„O nein, gewiß nicht. Eine Kleinigkeit außer Acht lassen, wird oft zu einem Fehler, der nicht mehr gut zu machen ist. Wer weiß denn, was der Unbekannte uns alles mitzutheilen vermag!"

VIII.

An demselben Tage, als der Mord in La Jonchère entdeckt wurde, und zu derselben Stunde, als der alte Tabaret vor den dort versammelten Gerichtspersonen seine Entdeckungen demonstrirte, stieg der Graf Albert von Commarin in seinen Wagen und fuhr nach dem Nordbahnhofe, seinem Vater entgegen.

Der junge Graf war sehr bleich, man sah an seinem Gesichte, daß heftige Erregung, tiefer Kummer ihn erschüttert haben mußte.

Auch erzählten sich die Diener seines Hauses, daß etwas Besonderes mit ihrem jungen Gebieter vorgegangen sein müsse, denn er schickte die Speisen fast unberührt zurück, sprach nur das Nothwendigste und ließ Niemanden vor sich.

Der Kammerdiener meinte, daß dieser seltsame Zustand von dem Sonntag Vormittag datire, wo ein gewisser Herr Gerdy, ein Advokat, stundenlang mit seinem Herrn allein in der Bibliothek gesprochen habe.

Als der junge Graf seine Befehle gegeben, um zum

Bahnhofe zu fahren, erschien er so leidend, so angegriffen, daß der Kammerdiener ihn flehentlich bat, sich nicht einer gewissen Erkältung auszusetzen, sich lieber niederzulegen und eine Tasse Thee zu nehmen.

Allein das war unmöglich; der alte Graf verstand in dieser Hinsicht keinen Spaß. Er hätte seinem Sohne eher die größten Thorheiten, die ärgsten Ausschweifungen verziehen, als einen Mangel an äußerlicher Ehrerbietung. Er hatte seine Ankunft schon achtundvierzig Stunden vorher telegraphisch angezeigt, und erwartete, daß sein ganzes Haus bereit war, ihn zu empfangen. Wäre sein Sohn nicht am Bahnhofe gewesen, er hätte es als die beleidigendste Unschicklichkeit aufgenommen.

Der junge Graf promenirte eine Weile im Wartezimmer, als endlich das Glockensignal ertönte, der Zug ankam und die Räume sich mit Ankommenden füllten. Erst als die Menge sich verlaufen hatte, erschien der Graf Commarin und hinter ihm sein Diener, der den kostbaren Reisepelz trug.

Der alte Herr war eine prächtige, stolze Figur, groß und mager, doch nicht so steif und kalt wie die vornehmen Engländer. Er sah zehn Jahre jünger aus, als er wirklich war, denn sein Haar war noch wenig mit Grau gemischt. Seine Bewegungen waren leicht und angenehm, man hätte ihn für ungemein freundlich und bequem im Umgange halten können, wenn man nicht in seine Augen sah, die in unbezähmbarem Stolze leuchteten.

Er war wohl eben so stolz und exclusiv als die Marquise Arlange, nur mit dem Unterschiede, daß er mi

seiner Zeit vorgeschritten war, oder es wenigstens so schien.

Er verachtete eben so wie sie Alles, was nicht vornehm war, nur drückte er das anders aus. Die Marquise sprach ihre Verachtung laut und ungenirt aus, der Graf kleidete sie in eine übertriebene Höflichkeit. Die Marquise hätte lieber die Handwerker geduzt, der Graf hob einem den Regenschirm auf, den er fallen ließ, als er gerade mit ihm sprach.

Im Grunde hätten die Beiden gut zusammengepaßt, denn was sie ersehnten, erstrebten — war doch dasselbe: die endliche Herstellung der Rechte und Privilegien des Adels. Sie freilich that das in ihrer dummen, rücksichtslosen Weise, sie wollte nicht hören und sehen, was in der Welt vorging, sie saß wie eine Spinne in ihrem Netze. Der Graf aber hatte Geist, und übersah viele seiner Genossen, er war fähig, die großen Gedanken seiner Zeit zu verstehen, und dennoch hoffte er, daß langsam, doch sicher, seine Partei endlich wieder die Oberhand gewinnen werde.

Wenn der Graf ein schönes Bild aus jener Zeit des bevorrechtigten Standes war, so war die Marquise eine Karrikatur davon.

Im Umgange mit seines Gleichen zeigte der Graf seinen wahren Charakter, ohne jene fast beleidigende Höflichkeit, — wahr, stolz und unbeugsam bis zur Härte, ließ er sich durch Anderer Treiben und Meinungen nicht im Geringsten anfechten.

Albert eilte seinem Vater entgegen, sobald er ihn erblickte, Beide reichten einander die Hände, umarmten sich

herzlich aber doch ceremoniell, und die vorgeschriebenen Redensarten und Erkundigungen wurden ausgetauscht.

Da fiel dem Grafen das bleiche, verstörte Aussehen seines Sohnes auf; er fragte:

„Sind Sie leidend, Vicomte?"

Albert verneinte.

Der Graf sagte: „Ah!" mit einem Kopfnicken, das seine Ungläubigkeit andeutete, und sandte den Diener mit einigen Aufträgen fort.

„Jetzt laß' uns schnell nach Hause fahren," wandte er sich an seinen Sohn, „ich sehne mich nach meinen eigenen vier Wänden und nach einem guten Mahle, da ich heute noch nichts genossen habe."

Er war augenscheinlich sehr verstimmt. Seine Reise nach Oesterreich hatte in keiner Weise den gewünschten Erfolg gehabt, und zuletzt hatte er sich noch mit einem alten Freunde, den er besucht, so erzürnt, daß sie sich trennten, ohne einander die Hand zu reichen.

Er fing denn auch von dieser Geschichte an, die ihm sehr am Herzen lag, sobald sie sich im Wagen zurecht gesetzt hatten.

„Ich habe mich mit dem Herzog von Sairmeuse entzweit."

„Das war wohl nie anders, wenn Sie Beide ernsthaft diskutirten, Ihre Ansichten sind zu verschieden."

„Wohl war, doch dieses Mal sind wir im Ernste geschiedene Leute. Ich war vier Tage bei ihm, und kam nicht aus der Aufregung heraus — jetzt bin ich mit ihm fertig. Der junge Graf, sein Sohn, verkauft eine seiner

schönsten Herrschaften im nördlichen Frankreich, er läßt die Wälder schlagen, er verkauft das herrliche Schloß, wo er wohnt, meistbietend — es soll in eine Zuckerfabrik verwandelt werden — er macht Geld aus Allem, was sich losschlagen läßt, und kauft Aktien, Obligationen dafür, um seine Einkünfte zu vermehren!"

„Und das ist der Grund Ihrer Entzweiung?"

„Natürlich. Findest Du ihn nicht gerechtfertigt?"

„Nicht doch, der Herzog hat eine zahlreiche Familie, er ist nichts weniger als reich."

„Was thut das? Man lebt eingezogen, wie es gehen will, auf dem Gute, wo man sich nicht sehen zu lassen braucht, läßt nur dem Aeltesten eine standesgemäße Erziehung geben, schränkt sich auf alle Weise ein, aber verkauft nicht die Herrschaft. Unter Freunden muß man sich die Wahrheit sagen, besonders wenn sie unangenehm ist — ich habe Sairmeuse meine Ansicht gesagt. Ein Adeliger, der sein angestammtes Besitzthum verkauft, ist ein Unwürdiger, ein Verräther an unserer Partei."

„O, ist das nicht zu viel?"

„Ich sagte Verräther, und ich lasse das Wort nicht fallen. Merke Dir wohl, was ich sage, mein Sohn. Die wahre Macht ist und war stets in den Händen Derer, die den Grund und Boden besitzen. Die Männer der Revolution haben das wohl begriffen, sie ihres Besitzes berauben war das einzige Mittel, ihre Vorrechte abzuschaffen. Ein Fürst zu Fuße und ohne Lakaien ist ein Mensch wie Andere. Jener Minister der Julitage, der den Bürgern rieth, sich Besitz zu erwerben, war kein Thor; er gab

ihnen das Geheimniß der Macht in die Hände. Nur verstanden die guten Bürger falsch, sie wollten Alles mit einem Schlage gewinnen, und fingen an mit Geld zu spekuliren. Ihren Reichthum haben sie im Portefeuille, in Aktien, in Staatspapieren — mit einem Wort: in Lumpen.

„Sie wissen gar nicht, was für werthlosen Kram sie in ihren Geldschränken haben. Freilich tragen diese Papiere sieben, acht Prozent, indeß Grundeigenthum, Wälder, Weingärten kaum drei Prozent tragen. Der Bauer ist aber doch klüger als sie. So wie er nur das kleinste Fleckchen Erde sein nennt, arbeitet er so lange, bis er sich ein Stückchen dazu kaufen kann und wieder ein Stückchen. Der Bauer ist eben so langsam wie sein Ochs am Pfluge, aber auch eben so zäh und unermüdlich hält er fest an dem, was er ergriffen. Er ißt die roheste Kost und geht im schmierigen Rocke, aber er vermehrt sein Eigenthum. Thoren sind es, die ihn auslachen. Auch sie, die Geldmänner, werden einmal ein Jahr neunundachtzig erleben, und der Bauer wird über die Trümmer ihres Glanzes steigen.“

„Wie aber paßt das auf uns?“

„Du verstehst das nicht, mein Sohn? Was der Bauer *thut*, das *sollte* der Adel thun — er sollte zuerst seinen Besitz wieder erringen. Der Handel ist ihm verschlossen, so muß er es mit der Kultur des Bodens versuchen. Was nützt es, Trauer zu tragen um das, was dahin ist; Schulden zu machen, um einen lächerlichen Glanz aufrecht zu erhalten? Alle sollten sich in ihren Besitz zurückziehen, dort arbeiten, sparen, erwerben, wieder ankaufen, sich ausbreiten, langsam und sicher. Wenn der Adel so

handelte, bald würde Frankreich wieder sein eigen sein. Sein Reichthum, seine Macht wäre wieder erobert, denn der Preis des Bodens steigt von Tag zu Tag. Im Verlaufe von dreißig Jahren habe ich mein Vermögen verdoppelt, ohne mir äußerlich eine Entbehrung aufzuerlegen, ich habe den Werth meines Grundbesitzthums zu erhöhen verstanden. Ich kann die Adeligen nicht bedauern, wenn sie über schlechte Zeiten lamentiren, schreien, daß Alles theurer wird, und ihre Einkünfte immer geringer werden. Daran sind sie selbst schuld, sie werden von Jahr zu Jahr ärmer werden, und endlich als Bettler sterben. Das ist nur Vergeltung, sie wollten es nicht anders. Nur das tröstet mich, daß endlich wieder der Bauer, der Erbe unseres Grundbesitzes sein und über jene Bürger triumphiren wird, die er eben so haßt als ich."

Der Wagen hielt jetzt in dem Hofe, als er mit jenem halbzirkelförmigen Schwunge vorgefahren war, der ein Stolz der Kutscher ist.

Der Graf stieg aus, und stieg, auf seinen Sohn gestützt, die Freitreppe hinauf. Im weiten Vorgemache waren alle Diener des Hauses in Staats-Livrée versammelt.

Der Graf musterte sie rasch, wie ein Offizier seine Truppen, nickte ihnen zu, und begab sich in seine Gemächer im ersten Stock, die gerade über den Empfangssälen lagen.

Sein Haus war musterhaft gehalten, und das war des Grafen Verdienst. Wohl erlaubten ihm seine Einkünfte, eine zahlreiche Dienerschaft zu halten, die manchen kleinen deutschen Fürsten geblendet hätte, doch ist deshalb nicht

gesagt, daß man gut bedient sei. Es erfordert ein eigenes Talent, sie gut zu regieren, und das besaß der Graf in hohem Grade. Seine vielen Untergebenen wurden ihm nie lästig, sie machten ihm keine Sorge, keinen Verdruß. Er bedurfte ihrer, und sie bedienten ihn gut, nicht wie sie wollten, sondern wie er wollte. Er war sehr streng, und machte immer eine Miene wie Ludwig der Vierzehnte, als er sagte: „Fast hätte ich warten müssen!" Aber er hatte selten einen Tadel auszusprechen.

Sein ganzer Haushalt war so geregelt, das Kleinste genau bestimmt, und jeder Fall vorhergesehen, daß Alles wie von selbst geschah; die Tagesgeschäfte wickelten sich geräuschlos ab; wie ein Uhrwerk, das nicht aufgezogen zu werden brauchte, griff Alles in einander.

Der Graf kehrte von seiner Reise zurück, und sein Haushalt war in derselben Thätigkeit, wie sechs Wochen zuvor. Jeder stand auf seinem Posten. Der Graf mußte Hunger haben, denn er hatte den ganzen Tag im Waggon zugebracht, darum war sein Diner bereit. Jeder der Leute, bis auf den letzten Küchenjungen, erinnerte sich des Spruches, der ihnen eingeschärft worden:

„Die Dienstboten sind nicht dazu da, des Herrn Befehle auszuführen, nein, sie sollen ihn der Mühe überheben, erst zu befehlen."

Der Graf ließ seine durch die Reise gestörte Toilette in Ordnung bringen, und war eben fertig, als der Haushofmeister in seidenen Strümpfen erschien und meldete, daß das Diner servirt sei.

Sogleich begab sich der Graf in den Speisesaal, wo eben auch sein Sohn erschien.

Es war ein weites Gemach von beträchtlicher Höhe, so einfach als prächtig ausgestattet. Vier Schenktische waren so reich mit den kostbarsten Gefäßen besetzt, daß der ärgste moderne Luxus sich vor solcher Gediegenheit verstecken mußte. Eben so der Speisetisch, der von silbernen und kristallenen Gefäßen glänzte.

Der Graf war ein starker Esser. Er selbst pflegte sich seines starken Appetits zu rühmen, und berühmte Personen zu zitiren, die bedeutende Mengen zu vertilgen pflegten, als: Karl V. und Ludwig XIV. Er meinte, der Mensch könne nicht viel ausgeben, wenn er wenig einnähme, und an Geist nur Geringes produziren, wenn die Konsumtion des Körpers nicht gleichen Schritt halte, wie eine Lampe, welche um so besser leuchtet, je mehr sie Oel verzehrt.

Der Graf aß schweigend und mit voller Würdigung, ohne zu bemerken oder bemerken zu wollen, daß sein Sohn nur mit Messer und Gabel zum Schein handthierte, ohne zu essen. Erst beim Dessert kehrte seine üble Laune zurück, durch den Genuß seines Lieblingsgetränkes, eines vorzüglichen Burgunders, noch mehr angeregt.

Er war übrigens gar nicht abgeneigt, nach dem Essen seine Galle ein wenig überlaufen zu lassen, denn er gehörte zu den starken Naturen, die einen mäßigen Streit für ein vortreffliches Verdauungsmittel halten. Er hatte bei seiner Ankunft einen Brief erhalten, und ihn noch vor dem Essen überlesen. Ueber diesen ließ er jetzt seinen Aerger los.

„Ich bin erst eine Stunde im Hause, und habe schon wieder eine Epistel von Boisfresnay."

„Er schreibt viel," bemerkte Albert.

„Viel zu viel — reine Tintenverschwendung. Er fließt wieder über von Plänen, Projekten, Hoffnungen und dergleichen Kindereien. Er redet im Namen seiner ganzen Fraktion, ein Dutzend Männer, von denen keiner ein starker Politiker ist. Wahrhaftig, sie haben den gesunden Menschenverstand eingebüßt. Sie reden, als könnten sie die Welt aus ihren Angeln heben, und doch fehlt ihnen nichts als ein Hebel und ein Stützpunkt. Es sind meine Freunde, aber sie faseln, daß ich mich krank lachen könnte."

Der Graf fuhr noch eine Weile so fort, seine besten Freunde mit spitzigen Redensarten zu geißeln, und bedachte nicht, daß gar mancher Vorwurf ihn selbst eben so gut traf als sie.

„Wenn sie noch kühn, verwegen zum Handeln wären — aber nein, sie haben keinen Glauben an ihre eigene Sache, kein Vertrauen auf ihre eigene Kraft. Sie wollen sich immer an Andere anklammern, und rechnen bald auf Den, bald auf Jenen. Jeder Schritt, den sie thun, ist ein Bekenntniß ihrer Ohnmacht, sie erklären sich fast im Voraus für besiegt. Sie wollen sich immer an Jemanden anhängen, der sie in's Schlepptau nehmen soll, und finden sie Niemanden, so sind sie trostlos. Sie kommen immer wieder auf die Geistlichkeit zurück, wie auf ihre erste Liebe.

„Unter ihren Flügeln ist noch allein das Heil der Zukunft zu suchen, das beweist die Vergangenheit — so argumentiren sie. O, sie sind schlau! Daß die Restauration

gefallen ist, verdanken wir nur der Geistlichkeit, und sie ist jetzt eben so wie die Aristokratie in Frankreich in den Bann gethan. Es ist nicht wahr, daß die Franzosen noch Glauben, noch Begeisterung für die Religion oder blinde Hingebung an die Geistlichkeit besäßen. Dazu sind sie viel zu realistisch. Die Zeiten sind vorüber. Sie hassen die Jesuiten und streben sie los zu werden, so weit es der Anstand erlaubt. Ist das nicht auch Deine Meinung Vicomte?"

Albert verneigte sich nur stumm, und der Graf fuhr sogleich fort:

„Uebrigens weiß ich nicht, weshalb die Geistlichkeit sich beständig über Abnahme ihrer Machtstellung beklagt. Wohl wahr, sie herrscht nirgends mehr unbeschränkt, und ihr Anhaltspunkt, ihre unbeschränkte Macht in Rom ist bis auf ein Minimum zusammengeschmolzen. Dennoch besitzt sie eine enorme Macht durch den Reichthum, den sie unveränderlich besitzt. Alle die Kalamitäten, die unsere Zeit mit sich bringt, und die jedes Vermögen verringern, treffen das Vermögen der Geistlichkeit nicht. Sie haben keine Erben, durch welche ihr Vermögen bis in das Unendliche getheilt werden könnte, und sie besitzen jene Geduld und Beharrlichkeit, die Berge aufbaut aus Sandkörnchen. Was der Geistlichkeit zufließt, kommt nie mehr zurück."

„Wenn Sie so wenig mit Ihren Freunden harmoniren, warum halten Sie noch zu ihrer Partei?"

„Ich sollte vielleicht nicht, Vicomte. Aber was würde mir das nützen? Und vor der Welt würde ich dennoch zu ihnen gezählt."

Die beiden Grafen standen auf, und begaben sich in

ein anstoßendes Zimmer, wo der Kaffee servirt war. Auf einen Wink des Herrn entfernten sich die Diener.

„Nein," fuhr der ältere Graf fort, „die Welt würde doch nicht daran glauben, und es hieße auch Zerwürfniß und Verrath in unsere eigenen Reihen bringen, wenn wir nicht zusammenhalten wollten. Wir sind untereinander viel zu häufig verschwägert und verwandt, um nicht unserer Einigkeit ein Opfer bringen zu müssen. Ich weiß nur ein Mittel, die französische Aristokratie wieder empor zu bringen: ein Gesetz, das die Majorate aufrecht erhielte."

„Das werden Sie nie mehr durchsetzen."

„O, Du glaubst? Also auch Du bist nicht dafür?"

Albert antwortete nicht. Er wußte aus Erfahrung, daß das Terrain allzu gefährlich war.

„Sei es, daß kein Gesetz zu diesem Zwecke zu erreichen wäre, so soll jede adelige Familie auch ohne ein solches thun, was die böse Zeit verlangt. Alle Mädchen, alle jüngeren Söhne aus vornehmem Hause sollen sich mit einer bescheidenen Rente zufriedenstellen, und dem Aeltesten das Familienbesitzthum unverkürzt überlassen. Durch fünf Generationen so fort, und das Vermögen jeder Familie ist wieder groß, unsere Machtstellung wieder unumstößlich. Auch würden die einzelnen Familienglieder durch ein gemeinsames Streben zusammengehalten, und einem höhern, politischen Zwecke untergeordnet."

„Ich glaube nicht, daß man mehr für solche Opfer empfänglich wäre."

„Ich weiß es leider nur zu gut — ich habe das Beispiel in meinem eigenen Hause. Ich habe Dich gebeten,

bei Allem, was Dir heilig ist, gebeten, Deinem thörichten Heiratsprojekt mit der Enkelin der alten, verrückten Marquise von Arlange zu entsagen, was hat mir das genützt? Gar nichts. Nach drei Jahren vergeblicher Kämpfe mußte ich doch meine Einwilligung geben."

„Lieber Vater . . ."

„Schon gut, Du hast mein Wort. Aber erinnere Dich an das, was ich Dir vorhergesagt habe: es ist der Todesstoß für unsern Stammbaum, unser Vermögen. Und wenn Du wirklich einst reich sein wirst, und hast nur vier Kinder, so werden sie dann kaum mehr reich sein, und haben diese wieder Kinder, so kann die dritte Generation kaum mehr leben."

„Sie sehen zu schwarz, lieber Vater."

„Möglich, doch man muß alle Konsequenzen annehmen, wenn man sich nicht selbst betrügen will. Du sprachst immer von Deinem Lebensglück. — Was will das sagen? Der Träger eines großen Namens muß vor Allem bedenken, was er ihm schuldig ist. Die kleine Arlange ist sehr hübsch, sehr verführerisch, Alles was Du willst — aber sie ist arm wie eine Kirchenmaus. Du hättest unbedingt eine reiche Erbin heiraten müssen."

„Wenn ich sie aber nicht lieben kann?"

„Das ist auch der Mühe werth! Ein Mädchen, das Millionen zur Mitgift bekommt, die möglichen Erbschaften ungerechnet . . ."

Wenn der Graf auf dieses Kapitel kam, war ein Ende nicht abzusehen. Albert wußte das, und dachte unter-

deß an etwas Anderes. Um ihn nicht zu beleidigen, sagte er mitunter einige Worte als scheinbare Antwort.

Doch der Graf wurde durch diesen passiven Widerstand mehr gereizt, als durch heftige Gegenrede. Er wurde immer pikanter, und suchte Albert absichtlich zu reizen.

Da jedoch alle beleidigenden Anspielungen und bissigen Redensarten ohne Erfolg blieben, wurde er im Ernste zornig, und fuhr bei einer von Albert's lakonischen Antworten heftig auf:

„Wahrhaftig, der Sohn meines Intendanten würde nicht so einfältig antworten als Du. Was für ein Blut rollt denn in Deinen Adern? Für einen Grafen Commarin benimmst Du Dich sehr plebejisch.“

Es gibt Seelenzustände, in welchen uns ein Gespräch über den Gegenstand unseres Leidens zur unerträglichen Qual wird. Albert waffnete sich seit einer Stunde mit heroischer Geduld. Endlich vermochte er doch nicht mehr auszuhalten.

„Wenn ich plebejisch bin, so wird das seine guten Gründe haben.“

Der Blick, womit der junge Graf diese Worte begleitete, mußte so beredt gewesen sein, daß der alte Graf von seinem Sitze auffuhr. Sein Zorn war augenblicklich verraucht, und er fragte leise und zögernd:

„Wie meinst Du das?“

Albert war das Wort leid, das er ausgestoßen, doch es war nicht mehr zurückzunehmen.

„Ich habe allerdings ernste Dinge mit Ihnen zu verhandeln, bei welchen es sich um die Ehre unserer Familie

handelt, doch wollte ich Ihnen nicht den ersten Abend stören, den Sie in Ihrem Hause zubringen. Wenn Sie es wünschen, so will ich sogleich sprechen."

Mit sichtlicher Angst lauschte der ältere Graf Albert's Worten. Es war, als habe er errathen, was nun folgen sollte, und scheute doch davor zurück.

„Glauben Sie mir," begann Albert zögernd, „daß ich Ihnen nie einen Vorwurf machen werde, es komme, wie es wolle. Sie haben mir so viel Güte bewiesen . . ."

Das war dem alten Grafen zu viel.

„Zur Sache, zur Sache," rief er kurz. „Keine Vorreden."

Albert antwortete nicht gleich. Er wußte nicht, wo er anfangen sollte. Endlich entschloß er sich:

„In Ihrer Abwesenheit habe ich alle die Briefe gelesen, die Sie einst an Madame Valerie Gerdy gerichtet — alle."

Der Graf fuhr auf, als hätte ihn eine Schlange gestochen, und warf seinen Stuhl heftig zur Seite.

„Kein Wort mehr," rief er mit schrecklicher Stimme, „keine Silbe mehr, ich verbiete es Dir!"

Doch gleich darauf schien er sich dieses heftigen Ausbruches zu schämen, er hob sogar seinen Stuhl auf, und stellte ihn an seinen vorigen Platz.

„Soll mir doch Niemand mehr über Vorgefühle spotten," sagte er, einen gezwungen leichten Ton annehmend. „Als ich Dich heute Abend im Bahnhofe sah, Dein verstörtes Gesicht bemerkte, ahnte mir gleich etwas Unan-

genehmes. Ich hätte wetten wollen, daß Du von dieser Geschichte Etwas erfahren hast."

Beide schwiegen, sie schienen sich zu heftigem Kampfe zu sammeln.

Vater und Sohn sahen einander nicht an, als fürchtete Jeder des Andern allzu beredte Blicke.

Keiner rührte sich, als durch ein Geräusch an der Thür aufmerksam gemacht, der ältere Graf sich Albert näherte und zu ihm sagte:

„Du sagtest, die Ehre unserer Familie verlange eine Auseinandersetzung — gut, wir wollen uns sofort verständigen. Folge mir in mein Zimmer."

Er schellte, ein Diener erschien.

„Weder ich noch der Vicomte sind heute Abend zu sprechen, für Niemanden."

IX.

Der Graf war mehr erzürnt als verwundert über die Entdeckung, die sein Sohn gemacht.

Daß einmal in einer bösen Stunde die Wahrheit an das Licht kommen werde, hatte er immer gefürchtet, seit den zwanzig Jahren, die darüber vergangen. Er wußte zu gut, daß kaum irgend Etwas verschwiegen bleibt, was man noch so gut verborgen wähnt, und dieses Geheimniß war im Besitze dreier Personen, die Witwe Lerouge ungerechnet.

Eben so wenig hatte er vergessen, daß er das verhängnißvolle Geheimniß damals dem Papiere anvertraut, obgleich das eine unbegreifliche Unvorsichtigkeit war.

Wie er, der kluge Diplomat, der weltmännisch erfahrene Politiker so hatte schreiben können, wie er jene gefährliche Korrespondenz in fremden Händen lassen konnte, und nicht Alles versuchte, um sie zu bekommen und zu vernichten — das war ihm jetzt selbst ein Räthsel. Er begriff jene Leidenschaft selbst nicht mehr, die ihn damals über alle Grenzen der Vorsicht hinaus verlockt hatte.

Sonderbar, daß leidenschaftliche Liebe so wenig an ein Aufhören, ein Ende glauben kann, daß ihr die Ewigkeit fast noch zu kurz ist. Sie ist so ganz erfüllt von ihrem Gegenstande, daß kein Gedanke an die Zukunft daneben mehr Platz findet.

Welcher Mann auch dächte daran, Vorsichtsmaßregeln gegen seine Geliebte zu brauchen. Die Geschichte ist alt und doch ewig neu, daß Simson sich immer wieder von Delila binden und endlich scheeren ließ.

So lange der Graf noch Valerie's Geliebter war, fiel es ihm nicht ein, seine Briefe zurück zu verlangen. Er hätte den leisesten Gedanken an Verrath, als ihrer unwürdig, verworfen.

Auch lag es in der Natur der Sache, daß Valerie in ihrem eigenen Interesse so gut als in dem seinen — schweigen mußte. Ja sie hatte sogar noch mehr Grund dazu, denn der erreichte Vortheil war doch eigentlich auf ihrer Seite — ihr Sohn war bereichert worden statt des Andern.

Als der Graf, nach Verlauf von acht Jahren, ein Verhältniß löste, das ihm so theuer war, dachte er wohl daran, daß es besser wäre, die Briefe zurück zu erhalten.

Dennoch that er keinen Schritt dazu — er fürchtete seine eigene Schwäche.

Er wollte jenes Weib, das er allzu heftig geliebt, um keinen Preis wiedersehen. Er kannte die Gewalt ihrer Augen, er wußte, wie sein Wille durch ihre Bitten, ihre Thränen gefährdet werden würde, und er wollte sich nicht

mehr hinreißen, seinen Entschluß der Nimmerwiederkehr nicht wankend machen lassen.

Er wollte ihr nie mehr verzeihen — zu tief verletzt war er in seiner Liebe und in seinem Stolze.

Darum mußte jedes Zusammentreffen unterbleiben, er redete sich die Sorge um jenes Geheimniß aus, und verschob eine Erklärung auf spätere Zeit.

„Ich will sie nicht eher wiedersehen, bis ihr Bild ganz aus meinem Herzen gelöscht ist, und sie mir vollkommen gleichgültig geworden ist. Sie soll meinen Schmerz nicht sehen."

So vergingen Monate und Jahre — bis er sich endlich gestehen mußte, daß es bereits zu spät sei, und das Uebel schon geschehen.

Es ist auch zuweilen unvorsichtig, Erinnerungen zu wecken, die besser schliefen. Es ist zuweilen der größte Fehler, Mißtrauen zu zeigen.

Warum sollte er ohne Noth Madame Gerdy aufmerksam machen, welche gefährliche Waffe sie gegen ihn in Händen hatte! Darin lag schon eine Kriegserklärung. Wer konnte auch wissen, ob die Briefe überhaupt noch existirten, ob sie dieselben nicht schon längst, als ihr und der Lage ihres Sohnes gefährlich, vernichtet hatte?

Der Graf kannte wohl alle Gefahren, denen er sich durch die Möglichkeit einer Entdeckung aussetzte, und dennoch vertraute er dem glücklichen Zufall, und ließ so dem Unglück ein Thürchen offen, das sich denn auch, wie es immer geht, unvermuthet einschlich.

Seit zwanzig Jahren lag die Befürchtung wie ein

Alp auf seiner Seele, und kehrte immer wieder, so oft er sie sich hinwegredete, so oft er die unglückliche Leidenschaft verwünschte, die ihn über alle Grenzen der Vernunft hinwegschreiten ließ.

Jetzt war das Gefürchtete geschehen.

Oft auch, wenn die Möglichkeit einer Entdeckung ihm vorschwebte, fragte er sich, was in solchem Falle zu thun sei?

So abenteuerliche Plane er auch zuweilen geschmiedet und verworfen, so kühn seine Fantasie gewaltet hatte, fand ihn doch die wirkliche Katastrophe rath- und waffenlos.

Er nahm Platz in dem großen, mit seinem Wappen verzierten Fauteuil, unter dem Stammbaum des berühmten Geschlechts Commarin, der in prachtvollem Rahmen an der Wand hing.

Der alte Edelmann ließ sich nichts merken von der Angst und Qual in seinem Herzen, er schien weder zornig noch besonders ergriffen. Seine Haltung war nur noch fester als gewöhnlich, und seine Augen glühten in unbeugsamem Stolze und kalter Verachtung.

„Jetzt rede, Vicomte," sprach er mit fester Stimme, „erkläre Dich. Es ist unangenehm für den Vater, vor seinem Sohne erröthen zu müssen, Du wirst das begreifen und beklagen, und uns Beiden jede unnöthige Aufregung ersparen. Sage mir, auf welche Weise kamen Dir meine Briefe in die Hände?"

Auch Albert hatte Zeit gehabt, sich zu fassen, und auf die Unterredung vorzubereiten, der er seit vier Tagen mit der peinlichsten Ungeduld entgegensah.

Die Aufregung und Unsicherheit, mit der er die ersten

Worte ausgestoßen, waren einer edlen Festigkeit und Klarheit gewichen. Er sprach jetzt ruhig und deutlich, ohne Umschweife und Redensarten, die bei einer so ernsten Sache nur peinlich sind.

„Am Sonntag Vormittag ließ sich ein junger Mann bei mir melden, welcher behauptete, in einer wichtigen Angelegenheit eine geheime Unterredung mit mir beanspruchen zu müssen. Ich hörte ihn an, und er offenbarte mir, daß ich nur ein natürlicher Sohn meines Vaters sei, unrechtmäßiger Weise an der Stelle des echten Sohnes der Gräfin Commarin untergeschoben."

„Nun und Du warfst den Menschen nicht zur Thür hinaus?"

„Nein. Ich war im Begriffe ihm heftig zu entgegnen, als er ein Packet Briefe hervorzog, und mich bat, sie zu lesen, bevor ich urtheile."

„In das Feuer hättest Du sie werfen sollen, Du hattest doch Feuer, denke ich. Wie, Du hattest sie in Deinen Händen, und sie existiren noch? Wäre ich nur selbst zur Stelle gewesen!"

„Herr Graf!" entgegnete Albert vorwurfsvoll.

Er erinnerte sich, wie Noel vor dem Kamine gestanden und mit seinen Augen nicht von den Briefen gewichen, und fügte hinzu:

„Wenn ich auch die Idee gehabt hätte, sie wäre doch unausführbar gewesen. Auch erkannte ich Ihre Schriftzüge auf den ersten Blick. Ich nahm die Briefe und las sie."

„Und dann?"

„Darauf gab ich die Briefe dem jungen Manne

zurück, und ersuchte ihn um acht Tage Bedenkzeit. Mein Entschluß war bald gefaßt, doch eine Unterredung mit Ihnen war dringend nöthig. Ich bitte, beschwöre Sie nun, mir zu sagen, ob der Tausch, die Unterschiebung wirklich stattgefunden?"

„Natürlich!" stieß der Graf gewaltsam hervor, „natürlich, das Unglück wollte es. Du weißt es ja, da Du gelesen, was ich an Deine Mutter, Madame Gerdy, schrieb."

Albert hatte keine andere Antwort erwartet, er war darauf vorbereitet, und dennoch traf sie ihn wie ein harter Schlag.

Wenn uns ein Unglück recht schwer trifft, so können wir es das erste Mal kaum glauben, wir müssen es erst zweimal hören, daß es wirklich so ist. Albert erhob jedoch gleich wieder das Haupt.

„Ich glaubte wohl, daß die Briefe Wahrheit sprächen, doch Positives wußte ich nicht bis jetzt. Deshalb verzeihen Sie meine Schwäche. Alle Briefe, die ich las, sprechen klar von Ihren Absichten, setzen Ihren Plan bis in's Kleinste auseinander, doch steht nirgends ein Wort oder ein Beweis, ob der Plan wirklich ausgeführt wurde oder nicht."

Der Graf sah seinen Sohn mit tiefem Erstaunen an. Die Briefe, die er geschrieben, waren ihm noch vollkommen erinnerlich. Er wußte zu gut, daß er sehr häufig darin seine Freude über das glückliche Gelingen seines Planes ausgedrückt, und seiner Valerie gedankt hatte, daß sie seinem Willen nachgegeben.

„Du hast wohl nicht bis zu Ende gelesen, Du hast nicht alle Briefe gelesen?"

„Alle, mit der größten Aufmerksamkeit, was Sie begreifen werden. Der letzte Brief zeigte Madame Gerdy nur die Ankunft der Amme, Claudine Lerouge an, die den Tausch der Kinder ausführen sollte. Weiter weiß ich nichts."

„Keine thatsächlichen Beweise!" murmelte der Graf. „Man kann ja einen Plan haben, sich lange mit ihm beschäftigen, und ihn doch im letzten Augenblicke aufgeben — das kommt oft vor."

Er ärgerte sich, daß er so entschieden geantwortet hatte. Albert hatte sich bisher nur mit Zweifeln gequält — er selbst hatte sie in Gewißheit verwandelt. Wie ungeschickt war das nicht!

„Es kann nicht anders sein," sagte er zu sich selbst, „Valerie hat die Briefe, die Gewißheit gaben, die ich nach der That schrieb, als die gefährlichsten, vernichtet. Aber weshalb hob sie dann die andern auf, die uns auch kompromittiren, und wenn sie sie aufhob, wie kamen sie dann aus ihrem Gewahrsam?"

Albert stand noch immer schweigend, unbeweglich dem Grafen gegenüber, und hing an seinem Munde, der ihm sein Schicksal verkünden sollte.

„Vielleicht ist sie gar todt!" schloß der Graf laut sein Selbstgespräch.

Der Gedanke, daß sie gestorben sein könne, ohne daß er sie wiedergesehen, erschütterte ihn schmerzlich. Wohl hatte er sich so lange Jahre freiwillig von ihr geschieden, und dennoch wurzelte diese Jugendliebe so tief in seinem Herzen, daß aller Groll daraus entwich, daß ihn der Gedanke an den Tod weich machte. Und wenn sie ihn auch später

betrog, doch verdankte er ihr Jahre unendlichen Glückes. Alle süße Schwärmerei seiner Jugend knüpfte sich an ihr Bild. Seit er sie verlassen, hatte er kein Glück, keine Wonne, keine süße Vergessenheit mehr empfunden. So lange in seinem Innern zurückgedrängt, strömten alle sanfteren Empfindungen in diesem Moment über.

„Armes Weib!" murmelte er wieder und seufzte tief auf. Es war, als wolle sich eine Thräne aus seinen gesenkten Wimpern stehlen.

Albert sah seinen Vater verwundert an. Nie, seit er ihn kannte, hatte er ihn so weich, so erschüttert gesehen, nie sah er ihn seine stolze, unnahbare Haltung aufgeben, oder irgend Jemanden einen Vortheil über ihn gewinnen.

Doch der Graf wußte seine Rührung schnell zu meistern. Er fragte ruhig:

„Du sagtest mir noch nicht, wer Dir diesen Unglücksboten sendete."

„Er kam in seiner eigenen Angelegenheit, denn er wollte, sagte er, keinen Dritten in das Vertrauen ziehen. Er war derselbe, dessen Platz ich bisher eingenommen, Ihr rechtmäßiger Sohn, Noel Gerdy."

„Richtig, Noel war sein Name. Sprach er Dir von seiner, oder eigentlich Deiner Mutter?"

„Er erwähnte sie kaum. Er sagte nur, daß sie von seinem Schritte nichts wisse, daß ihm der Zufall das Geheimniß verrathen."

Der Graf schwieg und dachte nach. Er wußte jetzt Alles, was er brauchte. Er sah nur ein Mittel, einer unangenehmen Katastrophe vorzubeugen.

„Mein Kind, setze Dich, bleibe nicht immer so stehen,“ sagte er in gütigem Tone. „Setze Dich zu mir, wir wollen den Fall vertraulich besprechen. Wir müssen mit vereinten Kräften jede Unbill von uns abwenden. Sprich zu mir, wie der Sohn zu seinem Vater. Hast Du schon überlegt, was da zu thun ist? Hast Du einen Entschluß gefaßt?“

„Mir scheint, darüber kann gar kein Zweifel sein.“

„Wie meinst Du das?“

„Meine Pflicht ist mir ganz deutlich vorgezeichnet. Sie haben einen rechtmäßigen Sohn, und ich muß ihm weichen, ohne Klage, wenn auch nicht ohne Bedauern. Er möge nehmen, was ich ihm allzu lange, ohne meinen Willen, entzogen: seinen Namen, sein Vermögen und die Liebe seines Vaters.“

Diese Antwort kam dem alten Herrn doch zu unerwartet, so würdig sie auch eines wahren Edelmannes war. Er fiel ganz aus seiner Rolle, wurde dunkelroth vor Zorn, und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß er bebte. So hatte Albert seinen Vater noch nie gesehen. Er, der nie das strengste Dekorum aus den Augen gesetzt, fluchte einem alten Kavallerie-Offizier zum Trotze.

„Und ich sage Dir, das wird nicht geschehen! Ich schwöre es Dir zu, es darf nicht sein! Was geschehen ist, ist geschehen. Was auch komme, hörst Du, es bleibt, wie es bisher war, das ist mein Wille. Du bist Graf Commarin, und sollst es bleiben, meinetwegen wider Deinen Willen. Du sollst es bleiben bis an Deinen Tod, oder bis an meinen; denn so lange ich lebe, wirst Du Dein unsinniges Projekt nicht ausführen.“

„Bedenken Sie ...“ fing Albert schüchtern an.

„Ich finde es sehr dreist, daß Du mich unterbrichst, wenn ich spreche. Ich kenne Deine Einwürfe im Voraus. Du willst mir sagen, nicht wahr, daß es eine schreiende Ungerechtigkeit, ein abscheulicher Betrug sei? Allerdings, mir ist das peinlicher, als es Dir sein kann. Denkst Du, ich bereue erst heute jene unglückselige Verirrung meiner Jugend? Seit zwanzig Jahren beklage ich meinen rechten Sohn, verwünsche ich das Unrecht, dessen Opfer er geworden. Dennoch mußte ich schweigen, und Kummer und Gewissensbisse in mir verbergen. Deine einfältige Resignation würde mit einem Schlage meine langen Leiden vergeblich machen — nein, nein, das gebe ich nicht zu.

Eine Entgegnung schwebte auf Albert's Lippen — der Graf sah es, warf ihm einen niederschmetternden Blick zu, und fuhr fort:

„Glaubst Du, daß mir das Bewußtsein nicht Schmerz bereitete, daß mein rechtmäßiger Sohn sein Leben lang mit Mühen und Sorgen zu kämpfen habe, daß ich nicht oft bereit war, die größten Opfer zu bringen, wenn ich das Ganze hätte zurückkaufen können? Wie drängte mich oft die Sehnsucht, den Knaben an mein Herz zu drücken, dessen Mutter ich erst verehren lernte, als es zu spät war — ich bezwang sie, damit kein Schatten Dein Leben verdunkle. Ich lebte und handelte in dem Bewußtsein, den edlen Namen Commarin rein von meinen Vorfahren überkommen zu haben, wir Beide haben die Pflicht, ihn so unsern Nachkommen zu überlassen.

„Deine erste Empfindung war edel, großmüthig, —

aber Du mußt sie vergessen. Du dachtest nicht an den Skandal, wenn je unser Geheimniß in die Oeffentlichkeit käme. Unsere Feinde, die eiteln Emporkömmlinge, wie würden sie triumphiren! Mich schaudert bei dem bloßen Gedanken, mit welchen häßlichen und lächerlichen Bezeichnungen unser Name in Aller Munde begleitet werden würde! Leider ist der Ruf so vieler adeliger Familien durch häßliche Flecke entstellt — ich will solche nicht auf meinem Namen."

Der Graf hielt inne, doch Albert wagte nichts zu entgegnen, so sehr war er seit seiner Kindheit gewöhnt, das Wort des eisernen Mannes zu respektiren.

„Es wäre umsonst, wollten wir nach einem Mittel suchen, den Tausch ohne Aufsehen zu bewerkstelligen. Kann ich so ohne Weiteres zu den Leuten sagen: Entschuldigen Sie, wir haben uns geirrt, Jener ist mein Sohn, nicht Dieser? Muß nicht das Kriminalgericht entscheiden? Sei er, wer er wolle — wer einmal Commarin geheißen, heißt so für sein Leben lang. Die Moral ist nicht für alle Schichten gleich — denn nicht Alle haben die gleichen Verpflichtungen. In unserer Stellung ist ein Irrthum unwiderruflich. Waffne Dich darum mit Muth, und zeige Dich des Namens werth, den Du trägst. Der Sturm bricht los, laß' uns ihm Stand halten."

Des Grafen Erregung wurde durch die unerschütterliche Ruhe noch gesteigert, die Albert ihm entgegensetzte. Fest in seiner Ueberzeugung, hörte er mit schuldiger Pflichterfüllung zu, doch zeigte sein Gesicht, wie wenig er von seines Vaters Gründen gerührt war. Dieser fühlte es wohl, und fragte kurz:

„Was hast Du mir darauf zu antworten?"

„Ich meine, Sie übersehen die Gefahren einer solchen Handlungsweise. Man soll niemals wider sein Gewissen ankämpfen."

„Ei, Dein Gewissen regt sich — der Moment ist schlecht gewählt, Du kommst zu spät mit Deinen Skrupeln. Einen berühmten Namen und einige Millionen zu erben, schien Dir bisher ganz annehmbar, jetzt, mit einem Male möchtest Du nicht mein Erbe sein, weil Du ein Unrecht darunter witterst. Laß' die Thorheiten. Der Sohn muß immer für den Vater einstehen, so mußt Du es auch in diesem Falle. Ob Du willst oder nicht, Du trägst die Schuld an meiner That mit mir, Du mußt das Leben hinnehmen, wie ich es Dir bereitet habe. Wenn Du dabei Etwas zu leiden hast, so bedenke nur, daß es lange nicht an das hinanreicht, was ich seit Jahren erduldet."

„Ist es denn an m i r, mich zu beklagen, der ich der Räuber bin? Nein, der Beraubte ist da mit seinen Ansprüchen und Anklagen, ihn, Noel Gerdy, gilt es zu überzeugen, nicht mich."

„Noel?"

„Ja, Ihren rechtmäßigen Sohn, Herr Graf. Sie reden m i r in das Gewissen, als ob es von mir abhinge, den Ausgang der unglücklichen Angelegenheit zu bestimmen. Glauben Sie, Noel Gerdy werde so leicht zum Schweigen zu bringen sein, er werde Ihren Vorstellungen nachgeben und seine Ansprüche aufgeben?"

„Ihn fürchte ich nicht."

„Daran thun Sie Unrecht, erlauben Sie mir das zu

sagen. Selbst wenn Sie dem jungen Manne zutrauen wollten, er sei edel genug, auf Rang und Reichthum zu verzichten, so bleibt immer noch der Durst nach Rache, nach Vergeltung, der sein Herz erfüllen muß, der ihm und uns keine Ruhe lassen wird, bis er gelöscht ist."

„Er hat keine Beweise."

„Aber Ihre Briefe."

„Sie sagen nichts Bestimmtes — Du selbst sagtest es."

„Es ist so, und dennoch gaben sie mir die Gewißheit, an der ich doch so gern gezweifelt hätte. Und wenn er Zeugen braucht, so wird er sie zu finden wissen."

„Wen denn? Dich wahrscheinlich!"

„Sie selbst. Wenn er Sie zum Schwure treibt, so werden Sie selbst uns verrathen. Was können Sie sagen, wenn man Sie auffordert, unter so schwerer Verantwortung die Wahrheit auszusprechen?"

Der Graf blickte noch zorniger, noch finsterer als vorher, er widerstand seinem eigenen, sonst so starken Ehrgefühle.

„Ich werde auch dann den Namen meiner Vorfahren nicht besudeln lassen!"

Albert schüttelte zweifelnd das Haupt.

„Um den Preis eines Meineides? O nein, das kann ich nicht glauben. Und gesetzt, es wäre so, ist nicht Madame Gerdy als Zeugin da?"

„Für sie stehe ich," fiel der Graf lebhaft ein, „ihr eigenes Interesse macht sie zu unserer Verbündeten. Im Nothfalle spreche ich mit ihr. Ja, ich will zu ihr gehen, ich will mit ihr sprechen, und sie wird uns nicht verrathen."

„Und wird Claudine, die Amme, eben so schweigen?“

„Für Geld, warum nicht? Ich gebe ihr so viel, als sie haben will.“

„Können Sie sich auf erkauftes Schweigen verlassen, auf ein käufliches Gewissen? Wer sich von Ihnen erkaufen ließ, kann auch für einen Andern feil sein, kann für Sie schweigen und für eine größere Summe wieder reden.“

„Ich werde ihr schon bange machen.“

„Sie vergessen, lieber Vater, daß Claudine Lerouge des jungen Gerdy Amme war, daß sie ihn liebt, sich für sein Glück interessirt. Wahrscheinlich hat er sich schon vorher ihrer Mitwirkung vergewissert. Sie lebt in Bougival, ich war einmal mit Ihnen dort, ich weiß es noch recht gut. Wahrscheinlich war er öfter bei ihr, vielleicht half sie ihm sogar auf die Spur Ihrer Briefe. Er sprach von ihr, als sei er ihrer als Zeugin gewiß. Er forderte mich fast auf, mich bei ihr zu erkundigen!“

„Wäre doch Claudine gestorben, anstatt meines treuen Germain!“

„Sie sehen es, Claudinens Zeugniß allein kann alle Ihre Pläne umstoßen!“

„Ich werde doch ein Mittel finden!“

Der eigensinnige Edelmann wollte sich nicht ergeben, obgleich ihm die Wahrheit von Albert's Einwendungen einleuchten mußte. Der Stolz in seinem Blute bäumte sich auf, und ließ ihn seiner sonst herrschenden Vernunft und Klarheit entgegenarbeiten. Es schien ihm seiner unwürdig, sich der Nothwendigkeit unterzuordnen. In seinem ganzen

Leben hatte er nirgends ernstlichen Widerstand getroffen, kein Hinderniß unüberwindlich gefunden.

Es ging ihm wie manchem kräftigen Geiste, der im guten Glauben an seine noch unversuchte Kraft Berge versetzen zu können meint, wenn es ihm eben beliebte.

Wie Alle, die wenig mit dem alltäglichen Leben in Berührung kommen, hielt er seine Einbildungen für Wirklichkeit, seine Ansichten für unbedingt maßgebend.

Albert, dem diesmal das Schweigen zu lange währte, brach es zuerst.

„Sie scheinen vor Allem das Aufsehen zu fürchten, das diese Begebenheit in der Welt machen wird, doch bedenken Sie, daß wir es nur ärger machen, wenn wir dagegen ankämpfen. Sobald eine gerichtliche Verhandlung beginnt, erscheint unser Prozeß in allen Journalen Europa's. Was sie Alles darüber schwatzen, wer kann es hindern? Unser Name paradirt dann in den Zeitungen mit den gehässigsten Zusätzen. Und wenn wir schließlich noch den Prozeß gewännen! Allein daran ist nicht zu denken; wir verlieren, Vater, Sie werden es sehen. Das ist erst ein ärgerliches Aufsehen, eine Unbill für unsern Namen!"

„Ich sehe nur, daß Du weder Ehrerbietung noch Liebe für mich hast, weil Du so reden kannst."

„Im Gegentheil halte ich es für meine Pflicht, Sie auf das Unglück aufmerksam zu machen, das ich kommen sehe, so lange es noch Zeit ist, ihm auszuweichen. Noel Gerdy ist Ihr rechtmäßiger Sohn — erkennen Sie ihn an als solchen, erhören Sie seine gerechten Ansprüche. Lassen Sie ihn kommen. Wir können Alles im Stillen arrangiren,

Alles auf den Irrthum meiner Amme, Claudine Lerouge, schieben. Wenn Alle zufrieden sind, so wird Niemand eine Einwendung machen. Der neue Graf Commarin kann ja leicht für's Erste Paris meiden, vier bis fünf Jahre auf Reisen gehen, bis die Sache vergessen ist, und Niemand mehr an mich denkt."

Der Graf hörte nicht auf ihn, er folgte seinen eigenen Gedanken.

„Wer sagt Dir, daß ich kämpfen will? Man kann sich ja vergleichen. Man kann die Briefe zurückkaufen. Nach was sonst strebt der junge Mann, als nach Rang und Vermögen? Ich werde ihm Beides verschaffen. Ich mache ihn so reich, als er will, ich gebe ihm die Hälfte von dem, was ich besitze. Mit Geld, mit viel Geld, geht Alles!"

„Sparen Sie es, er ist Ihr Sohn!"

„Leider — ich wollte er wäre bei allen Teufeln! Ich werde ernst gegen ihn auftreten, und er muß sich fügen. Ich werde ihm beweisen, daß der Schwächere dem Stärkeren nachgeben muß, und er wird das einsehen, wenn er kein Narr ist."

Der Graf rieb sich die Hände bei diesen Worten, er war äußerst erfreut über seinen guten Einfall. Es konnte gar nicht fehlen, auf diese Art mußte es gehen. Er wollte sich die verlorne Ruhe wieder kaufen.

Jedoch Albert schien die sanguinische Hoffnung seines Vaters nicht zu theilen.

„Sie werden mir vielleicht zürnen," sagte er mit traurigem Tone, „wenn ich Ihnen auch diese letzte Täuschung rauben muß, doch kann ich nicht anders. Wiegen

Sie sich nicht mit der Hoffnung auf eine freundschaftliche Vereinbarung ein, das Erwachen aus solchem Traume wäre nur um so härter. Ich habe den jungen Gerdy gesprochen, und versichere Sie, er gehört nicht zu Denen, die sich einschüchtern lassen. Alles an ihm deutet auf große Energie. Er ist wohl recht Ihr Sohn, Sie Beide haben einen eisernen Willen, den man brechen, aber nicht beugen kann. Seine Stimme, die vor Erregung zitterte, klingt noch in meinem Ohr, ich sehe noch seine Augen in düsterem Glanze auf mir ruhen. Der wird keinen Vergleich eingehen, er will Alles oder Nichts, und ich kann ihm eigentlich nicht Unrecht geben. Ihn wird keine Rücksicht abhalten Sie anzugreifen, er wird Sie verfolgen mit unerbittlicher Beharrlichkeit, nach einem für uns günstigen Urtheile wieder appelliren, und so nicht ruhen, bis er vollständig besiegt ist, oder vollständigen Sieg errungen."

Dem Grafen war diese Selbstständigkeit, diese Redefreiheit seines Sohnes etwas Neues. Er sah ihn bisher nur in bescheidener, fast willenloser Zurückgezogenheit.

„Sprich aus, was Du damit sagen willst."

„Ich müßte mich selbst verachten, wäre ich nicht sofort bereit, Ihnen die Unannehmlichkeiten zu ersparen, die meinetwegen über Sie hereinbrechen müßten. Ihr Name gehört mir nicht zu, so lassen Sie mich wieder den annehmen, der mir zukommt. Ich bin Ihr natürlicher Sohn, und will dem legitimen Sohne meinen Platz einräumen. Erlauben Sie mir, freiwillig und mit allen Ehren von einem Platze abzutreten, von welchem mich ein Spruch des Gerichts doch später mit Unehren verjagen würde."

„Was!“ rief der Graf entsetzt. „Du willst mich verlassen? Du willst nicht zu mir halten, Du wendest Dich gegen mich, Du hältst die Rechte jenes Andern aufrecht wider meinen Willen?“

Albert verbeugte sich. Männliche Festigkeit und edle Erregung machten ihn wahrhaft schön.

„Mein Entschluß steht unwiderruflich fest, ich will um keinen Preis Ihren Sohn berauben.“

„Unglücklicher!“ rief heftig der Graf; „undankbarer Sohn!“

Sein Zorn war so gewaltig, daß er keine Worte finden konnte, ihn auszudrücken, und deshalb zu Spott und Hohn seine Zuflucht nahm.

„Freilich,“ fuhr er fort, „ist es gewaltig groß und edel gehandelt von Dir; die Großmuth ist zu bewundern. Mein lieber Herr Gerdy, das haben Sie vermuthlich aus Ihrem Plutarch gelernt. Also Du willst weder von meinem Namen, noch von meinem Vermögen mehr etwas wissen, Du gehst fort, schüttelst den Staub von Deinen Füßen und wendest mir ohne Bedauern den Rücken. Ich sehe da nur ein kleines Hinderniß: Von was wollen Sie denn leben, mein werther Herr Stoiker? Kannst Du, wie Roußeau's Emil, ein Vermögen aus den Fingerspitzen saugen? Oder haben Sie, mein vortrefflicher Herr Gerdy, vielleicht gar so viel erspart von den viertausend Francs, die ich Ihnen bisher monatlich für Bartwichse gegeben? Vielleicht haben Sie gar in Staatspapieren spekulirt! Also Sie werfen meinen Namen von sich, wie einen lästigen Zwang, Sie können ihn gar nicht geschwind genug los werden. Im

Straßenkoth gefällt es Ihnen offenbar besser, da Sie so eilig aus dem Wagen klettern. Wahrscheinlich ist Ihnen die ehrwürdige Gesellschaft meiner Ahnen lästig, und Sie suchen sich auf niederer Stufe Ihres Gleichen."

„Ich bin recht unglücklich, Herr Graf, und Sie thun mir absichtlich weh'."

„Du unglücklich! Und wer ist schuld daran? Beantworte mir meine Frage: Wie und wovon willst Du leben?"

„Ich bin nicht ganz so romantisch, als Sie mich darzustellen belieben. Ich muß gestehen, daß ich, in Bezug auf die Zukunft, auf Ihre Güte gerechnet hatte. Sie sind so reich, daß fünfmalhunderttausend Francs Ihr Vermögen nicht wesentlich beeinträchtigen können. Von den Zinsen dieser Summe gedachte ich einfach und zufrieden zu leben —"

„Und wenn ich Dir die Zahlung verweigere?"

„Ich kenne Sie zu gut, Herr Graf, ich weiß, daß Sie das nicht thun werden. Sie sind zu gerecht, um mich einen Fehler allein büßen zu lassen, den ich nicht beging. Wäre ich bisher auf meine eigene Kraft angewiesen gewesen, so hätte ich mir jetzt schon eine Stellung im Leben errungen. Jetzt ist es allerdings schon etwas spät für mich doch werde ich versuchen, was mir noch zu erringen bleibt."

„Erhaben, wie ich sage, äußerst erhaben. Er ist ein Romanheld erster Klasse. Welch' ein Charakter! Etwas vom reinsten Römerblut, aber noch mehr Spartaner, hart wie Felsen gegen sich selbst. — Das reine Alterthum. Sage mir nur, was Du eigentlich durch dieses erhabene Entsagen bezwecken willst?"

„Nichts, Herr Graf."

Der Graf zuckte die Achseln, und sah seinen Sohn ironisch an.

„Du machst mir das nicht weiß, die Anstrengung zahlte sich wirklich bei mir nicht aus. Zum Vergnügen begibt man sich nicht auf einen so gefährlichen Posten. Du mußt irgend einen geheimen Grund zu Deiner Handlungsweise haben, den ich jetzt nicht einsehe."

„Keinen andern als den ich Ihnen gesagt."

„Also es ist beschlossen: Du entsagst Allem, Du lässest selbst Dein Heiratsprojekt mit Claire von Arlange im Stiche. Du gibst diese Verbindung ohne Weiteres auf, worum ich Dich seit zwei Jahren inständig und vergeblich gebeten habe."

„Das nicht, Herr Graf. Ich habe mit Claire gesprochen, und ihr meine peinliche Lage auseinandergesetzt — sie ist bereit, komme es wie es wolle, meine Gattin zu werden, das hat sie mir gelobt."

„Und Du hoffst, die Marquise Arlange werde ihre Enkelin dem Herrn Gerdy zur Ehe geben?"

„Wir hoffen es. Die Marquise ist so sehr auf den Adel versessen, daß ihr der natürliche Sohn eines Edelmannes noch lieber sein wird, als irgend ein ehrbarer bürgerlicher Geschäftsmann. Sollte sie dennoch ihre Einwilligung nicht geben, gut so warten wir bis nach ihrem Tode."

Albert's ruhiger, gehaltener Ton machte den Grafen immer wüthender.

„Und dieser Mensch da behauptet, daß er mein Sohn

sei? Nie, nie! Was für Blut rollt denn in Deinen Adern? Das kann nur Deine würdige Mutter sagen, wenn sie es überhaupt weiß!"

„Herr Graf," rief Albert drohend, „mäßigen Sie sich! Sie ist meine Mutter, und das ist mir genug. Ich bin ihr Sohn und nicht ihr Richter. Niemand soll sie vor mir ungestraft beleidigen, und Sie am wenigsten sollen es wagen."

Außer sich vor Zorn sprang der Graf von seinem Fauteuil auf, und stürzte auf seinen Sohn los, als wollte er ihn schlagen. Unerhört war, was er heute erleben mußte. Sein Sohn wagte ihm zu opponiren, und stand ihm mit einer Kälte und Ruhe entgegen, die ihn empörte, — jetzt drohte er ihm sogar! Er rief mit heiserer, wutherstickter Stimme:

„Geh'! Geh' auf Dein Zimmer, und hüte Dich es ohne meine Erlaubniß zu verlassen. Morgen werde ich Dir meinen Willen kundthun."

Albert schlug die Augen nicht nieder, er verbeugte sich ehrfurchtsvoll und ging langsam zur Thür. Schon war er im Begriffe sie zu öffnen, als sich der Graf plötzlich eines Bessern besann, als eine heftige und doch im Grunde edle Natur.

„Albert," sagte er sanft, „komm' noch einmal zurück, ich habe Dir noch Etwas zu sagen."

Erstaunt, gerührt über diese plötzliche Wandlung trat er seinem Vater näher.

„Ich muß Dir sagen, was ich denke, bevor ich Dich gehen lassen kann. Du bist in allem Ernste würdig, der

Erbe eines großen Namens zu sein. Ich muß Dir zürnen, dennoch kann ich Dir meine Achtung nicht versagen. Du bist ein Ehrenmann, Albert, reiche mir Deine Hand."

Noch hatte kein schönerer Moment die beiden Männer vereint, die sich ein halbes Leben lang in starrer, kühler Etikette gegenüber gestanden. Der alte Graf war stolz auf seinen Sohn, er sah in ihm das Bild seiner eigenen Jugend. Albert wurde sich jetzt erst bewußt, was er gethan hatte, ein Hochgefühl durchzog seine Brust. Lange standen sie so, Hand in Hand, stumm einander gegenüber — keiner von Beiden eines Wortes mächtig.

Endlich löste der ältere Graf den Bann, er nahm seinen Platz unter dem Stammbaume wieder ein.

„Geh', mein Sohn, laß' mich jetzt allein," sprach er sanft. „Ich muß mich sammeln, über den Schlag nachdenken, der mich getroffen hat, und ihn zu ertragen suchen."

Er sah dem jungen Manne nach, als dieser sich entfernte, und sprach nachdenklich vor sich hin:

„Wie soll ich die Trennung von Diesem ertragen, auf den ich alle meine Hoffnungen gesetzt habe! Und wie wird der Andere sein?"

Als Albert das Vorzimmer durchschritt, konnte man die Spuren heftiger Erregung seinem Gesicht noch wohl ansehen, und die dort lungernden Diener bemerkten das um so eher, als sie die heftigen Ausbrüche des Grafen, wenigstens dem Lärm nach, recht wohl vernommen hatten.

„Der Alte muß dem Jungen wieder einmal bös zugesetzt haben, er ist ein zorniger Kauz," sagte einer der ältesten Diener.

„Ich habe schon beim Diner Wind gehabt, daß es nicht richtig war, der Graf wollte vor uns nicht reden, und schoß nur immer wüthende Blicke umher."

„Was, Teufel, mag es nur zwischen ihnen geben?"

„Ei, was weiß ich? Unsinn, Kindereien, was sonst! Der Kammerdiener, vor dem sie sich nicht geniren, sagte mir, daß sie sich oft stundenlang zanken, wie bissige Köter, um Dinge, die er nicht einmal versteht."

„Nun da möchte ich den Vater einmal gründlich ablaufen lassen, wenn ich der Vicomte wäre," warf ein jüngst aufgenommener Bursche ein.

„Joseph, mein Kind, das verstehst Du nicht," verwies der alte Diener. „Wenn Du Deinen Vater in seine Grenzen weisest, so ist es etwas Anderes; Du kannst Dir Dein Brot verdienen, und hast von ihm nichts zu erwarten. Aber was ist denn so ein vornehmer Herr im Stande, wenn er mit seinen feinen Händen so plötzlich auf der Straße stände?"

„Hat er denn nicht das Vermögen seiner Mutter?" fragte Joseph unbeirrt.

„Ich weiß überhaupt nicht, worüber sich der Graf beklagen kann. Sein Sohn ist ein Muster in jeder Hinsicht, ich wollte selbst, ich hätte einen solchen. Wie ich noch bei dem Marquis Courtivois war, das war die umgekehrte Welt. Der konnte freilich mit Sorgen aufstehen und mit Kummer zu Bett gehen. Sein ältester Sohn — er kommt zuweilen zu unserm Vicomte, mit dem er bekannt ist — wirft das Geld rein in den Brunnen. Tausend Franken sind bei ihm wie weggeblasen."

„Der Marquis ist nicht einmal reich," warf ein Anderer altklug ein, „was hat er denn? Ein sechszigtausend Francs Renten, wenn's hoch kömmt."

„Deßwegen ist er eben so wüthend über seines Sohnes Streiche, und erfährt doch täglich neue. Er hat eine zweite Wohnung in der Stadt, er kommt keine Nacht zu Hause, er thut nichts als trinken und spielen, er führt solche Polichinell-Szenen mit Schauspielerinnen auf, daß die Polizei sich einmischen muß. Wie oft mußte ich ihn nicht in sein Zimmer und in das Bett transportiren, wenn ihn die Kellner aus der Restauration in einen Fiaker brachten, so besoffen, daß er Nacht und Tag nicht mehr unterscheiden konnte."

„Schwerenoth, bei dem mußte es doch auch was absetzen," sagte der kleine Joseph begeistert.

„Je nachdem. Wenn er beim Spiel gewonnen hatte, so ließ er wohl einmal ein Goldstück aus, aber er verliert immer, und wenn er getrunken hat, schlägt er zu wie ein Narr. Gute Zigarren hat er, das ist wahr. Aber er ist doch ein roher Kerl, während unser junger Herr sittsam wie ein Mädchen ist. Er hält wohl streng auf den Dienst, aber er ist nie grob und heftig. Die Geschenke sind regelmäßig, das ist auch was werth. Er ist einer der Besten, und der alte Herr hat Unrecht."

So urtheilten die Domestiken über Albert Commarin — in den Salons der feinen Welt wurde er vielleicht weniger günstig beurtheilt.

Er war keiner jener glatten Alltagsmenschen, die Jedermann gefallen. Man betrachte nur Diejenigen genauer, die

überall gelobt werden, und wird finden, daß oft die platte Dummheit, die seichteste Oberflächlichkeit darunter steckt. Diese Eigenschaften stoßen nirgends an, sie bringen Niemanden in Verlegenheit, Keiner braucht sich ihretwegen anzustrengen, oder sich gar ausstechen zu lassen. Kein Wunder, daß sie überall willkommen sind.

Bei manchem Menschen fällt Einem ein: das Gesicht mußt Du schon wo gesehen haben — das macht, er trägt die Physiognomie der Menge. Mit Vielen ist es in geistiger Hinsicht dasselbe — wenn sie sprechen, so weiß man schon im Voraus, was kommen wird, man kennt sie auswendig, ohne sie zu kennen. Solche sind überall gern gesehen, sie haben nichts Eigenthümliches, denn die eigen ausgeprägte Natur findet stets Gegner, besonders in der höher gebildeten Gesellschaft. Wer anders ist, als die Andern, wird stets gehaßt.

Albert war eine eigenartige Natur, darum waren auch die Urtheile über ihn sehr verschieden. Die verschiedenartigsten Dinge wurden ihm nachgesagt, die eigentlich gar nicht zusammenpaßten. Manche tadelten seinen Stolz, und Andere fanden wieder, daß er für einen Mann seines Ranges sehr aufgeklärt denke. Einige tadelten seinen affektirten Ernst, und Andere sagten wieder, daß er allzuleicht aburtheile über die ernstesten Fragen. Alle fürchteten ihn und waren eifersüchtig auf ihn, aber Liebe fand er wenig.

Durch die vielen Verbindungen seines Vaters gezwungen, bewegte er sich häufig in Gesellschaften, doch fand er wenig Vergnügen an diesem Treiben, und verbarg seine geringe Theilnahme nicht. Man fand das beleidigend, sein

kühles, ernstes Wesen allzu wenig schmeichelhaft. Warum auch waren sie ihm, dem reichen, vornehmen, jungen Manne, mit allzu platter Artigkeit und Schmeichelei entgegen gekommen. Er gab sich keine Mühe, um zu gefallen, und er erging sich nie in lockern Anspielungen — Niemand konnte ein Abenteuer von ihm erzählen.

Er hatte einmal ein Interesse gezeigt für eine häßliche, aber geistreiche Frau — das verziehen ihm noch alle die Mütter, die heiratsfähige Töchter besaßen. Seit er jedoch nur Augen für Claire d'Arlange gehabt, waren auch diese gegen ihn.

Wenn die jungen Männer unter sich waren, zogen sie ihn zuweilen über seine Sittenstrenge auf. Er hatte sich nie absichtlich ferngehalten, jedoch nur allzubald an den Genüssen der Lebemänner den Geschmack verloren. Er fand ermüdend und leer, was sie Vergnügen nannten. Er begriff nicht, wie man ganze Nächte bei den Karten aufsitzen könne, und ihm widerstand die Gesellschaft der leichten Damen, die ihrem Galan einen Namen machen sollen Er sah nicht ein, weshalb ein Edelmann sich mit albernen Schauspielerinnen hinter den Koulissen herumtreiben und sich bei jedem Pferderennen leidenschaftlich betheiligen müsse.

Er hielt den Müssiggang für ein Uebel, und beschäftigte sich gern mit ernsten Studien, die ihn später befähigen sollten, seinen Platz in politischen Bestrebungen auszufüllen. Er hielt es für eine Schande für den Adel, daß seine Mitglieder sich oft durch die krasseste Unwissenheit auszeichneten. Die Politik bot gewöhnlich die Veranlassung zur Entzweiung mit seinem Vater. Dieser fiel

bei dem Worte liberal schon in Zuckungen, denn er fürchtete, daß sein eigener Sohn zu den Liberalen gehöre, seit er einen Artikel von ihm in der „Revue des deux Mondes“ gelesen.

Trotz seiner freisinnigen Ideen lebte Albert seinem Range gemäß, er gab aus, was er monatlich empfing, und knauserte nicht. Er hielt schöne Equipagen und edle Pferde, seine Livréen waren glänzend, und sein ganzer Haushalt im Stile eines reichen Erben. In jedem Herbste veranstaltete er große Jagdpartien auf seinem väterlichen Gute, und machte dort den gastfreiesten Wirth.

Seine Liebe zu Claire d'Arlange trug nicht wenig dazu bei, ihn dem Umgange mit der oberflächlichen und vergnügungssüchtigen Schaar von seines Gleichen zu entfremden. Sie wurzelte tief in seinem ganzen Wesen, und veredelte es. Sein Vater hatte, ohne es zu wollen, durch seinen Widerstand dieser Liebe erst recht zu Kraft und Dauer verholfen. Die beständigen Kämpfe und Erregungen füllten Albert's Leben aus, und verbannten die Langeweile.

Seinen Gedanken ward eine bestimmte Richtung, seinen Handlungen ein Ziel gegeben. Claire's Besitz war das Ziel seiner höchsten Wünsche, ihm blieb er getreu, und sah nicht rechts noch links. Nach jahrelangem Kampfe mit seinem Vater hatte er endlich gesiegt: seine Einwilligung erhalten, und in den reinen Himmel seiner Seligkeit brach unvermuthet Noel wie eine unheilschwere Gewitterwolke.

Albert dachte an Claire, als er langsam zu seinen Gemächern hinaufstieg. Was mochte sie wohl thun zu dieser

Stunde? Gewiß, sie dachte an ihn. Sie wußte, daß der entscheidende Moment nahe war. Vielleicht betete sie für ihn.

Albert fühlte sich matt, wie gebrochen. Ihm schwindelte, der Kopf wollte ihm springen. Er läutete und verlangte Thee.

„Soll ich nicht den Arzt herbeiholen?“ fragte der Kammerdiener. „Ich sollte den Herrn Vicomte gar nicht fragen, sondern gleich zum Doktor gehen.“

„Das hilft doch nichts, der Arzt kann mein Uebel nicht heben.“

Als der Diener sich entfernen wollte, fügte Albert hinzu:

„Sagen Sie Niemandem, daß ich unwohl bin; es ist Nichts. Ich werde schon läuten, wenn ich Etwas bedarf.“

Er sehnte sich nach Stille, nach absoluter Ruhe. Jemanden zu sehen, zu hören und Antwort geben zu müssen, erschien ihm eine unerträgliche Qual. Er mußte in der Einsamkeit sich klären, sich beruhigen.

Schlafen konnte er nicht. Er öffnete ein Fenster der Bibliothek, das auf den Garten ging, und lehnte sich hinaus. Die kühle Nachtluft strömte herein.

Im hellen Mondlicht lag der prächtige Garten vor ihm, dessen dunkle Baumwipfel sich wie eine grüne Ebene bis zu den nächsten Häusern erstreckten. Die saubern Kieswege glänzten dazwischen, die zierlichen Formen der Blumenkörbe und Buschpartien erschienen schattenhaft im Vordergrunde. In den Wirthschaftsräumen war noch Licht, Diener gingen hin und her, Pferde stampften in den Ställen, Stallknechte waren beschäftigt, den Wagen wieder in die

Remise zu schieben, der stets bereit stand, wenn der Graf etwa ausfahren wollte.

Ein Bild seiner bisherigen glänzenden Existenz lag ihm vor Augen. Er seufzte tief.

„Muß ich das Alles verlieren?" dachte er. „Um meinetwegen allein schon kann ich nur mit Bedauern daran denken — aber Claire — der Gedanke bekümmert mich wahrhaft. Ich meinte ihr ein Leben bieten zu können, wie es nur in solchen Verhältnissen möglich ist."

Die Mitternachtsstunde ertönte von Sainte-Clotilde, dessen Schwesterthürme er aus seinem Fenster sehen konnte, wenn er sich ein wenig vorbog. Ihn schauderte — es war kalt.

Er schloß das Fenster und setzte sich zum Kamin, wo er das Feuer schürte. Um sich zu betäuben, nahm er ein Zeitungsblatt zur Hand, es war dasselbe, worin der Mord der Witwe Lerouge berichtet war. Doch ihm tanzten die Zeilen vor den Augen, er konnte nicht lesen. Er beschloß an Claire zu schreiben. Er setzte sich an den Tisch und schrieb:

„Meine geliebte Claire ..."

Doch weiter kam er nicht. Sein Kopf war zu angegriffen, die Worte wollten sich nicht zum Satze fügen.

Bei Tagesanbruch endlich übermannte ihn die Müdigkeit. Er schlief auf dem Sofa ein, wo er sich hingestreckt; es war ein schwerer, unruhiger Schlaf.

Halb zehn Uhr Morgens fuhr er auf. Die Thür wurde heftig aufgerissen.

Ein Diener stürzte eilig herein, er war so außer Athem, daß er kaum ein Wort herausbringen konnte.

„Schnell, schnell, Herr Graf," rief er, „sie kommen, sie sind da, verstecken Sie sich, retten Sie sich!"

Der Graf sah ihn verwundert an — da trat ein Polizei-Kommissär, an seiner Binde kenntlich, in die offen gebliebene Thür. Mehrere Polizeimänner folgten ihm, auch der alte Tabaret unter ihnen, der sich so klein als möglich machte.

Der Polizei-Kommissär trat auf Albert zu, und fragte:

„Sind Sie Guy Louis Marie Albert Rheteau von Commarin?"

„Ja, mein Herr."

Er streckte schon die Hand aus, indem er die gesetzliche Formel aussprach:

„Herr Graf Commarin, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes."

„Mich, mein Herr, mich?"

Albert, so plötzlich aus dem Schlafe gerissen, begriff nichts von dem, was vorging. Er sah um sich, als wollte er fragen:

„Bin ich wirklich erwacht, oder neckt mich noch ein tückischer Traum?"

Er sah die Männer alle verblüfft an, vom Polizei-Kommissär bis auf den kleinen Tabaret, der sich vor ihm aufpflanzte, als sollte er ihm nicht mehr entkommen.

„Hier ist der Verhaftsbefehl," sagte der Kommissär, ein Papier entfaltend.

Mechanisch warf Albert einen Blick darauf, und rief entsetzt:

„Wie, Claudine ist ermordet?"

Ganz leise, doch so, daß der Kommissär, Tabaret und noch einer der Polizeimänner deutlich verstanden, fügte er hinzu:

„Ich bin verloren!"

Während der Polizei-Kommissär einige vorgeschriebene Fragen that, unternahmen einige andere Gerichtspersonen, von Tabaret angeführt, eine genaue und sorgfältige Haussuchung. Sie hatten Befehl erhalten, den Anordnungen des geheimen Agenten genau zu folgen. Er ließ sie Schränke und Fächer durchwühlen, Möbel abrücken und alle Ecken durchstöbern. Eine Menge Gegenstände wurden mitgenommen, Schriftstücke, Manuskripte und eine voluminöse Korrespondenz.

Besondern Werth legte Tabaret auf die Auffindung einiger Stücke, die sofort zu Protokoll genommen und genau beschrieben wurden.

Erstens: Wurde im ersten Zimmer, das als Vorzimmer dient, und mit allen Arten Waffen ausgestattet ist, hinter einem Divan ein zerbrochener Degen gefunden. Diese Waffe hat einen eigenthümlichen Griff, wie er im Handel nicht vorkömmt. Er trägt eine Grafenkrone mit den Anfangsbuchstaben: A. C. Dieser Degen ist in der Mitte abgebrochen, und die andere Hälfte konnte nirgends aufgefunden werden. Der hierüber befragte Graf Commarin erklärte, er wisse nicht, wo das andere Stück hingekommen sei.

Zweitens: In einem Kabinet, das als Garderobe dient, wurde ein noch feuchtes Beinkleid von schwarzem Tuch aufgefunden, das Spuren von Koth oder vielmehr Erde an sich trägt. Die eine ganze Seite trägt die Abdrücke von grünlichem Moose, wie es auf Mauern entsteht. An mehreren Stellen ist es zerrissen; namentlich auf dem Knie befindet sich ein Riß von zehn Centimeter Länge. Das beschriebene Beinkleid war nicht am Kleiderhälter aufgehängt, sondern es befand sich zwischen zwei großen Koffern mit Kleidungsstücken, wo es wahrscheinlich verborgen worden war.

Drittens: In der Tasche des oben beschriebenen Beinkleides wurde ein Paar perlgrauer Handschuhe gefunden. Die Handfläche des rechten Handschuhes zeigt einen großen grünlichen Fleck wie von Gras oder Moos. Die Fingerspitzen so wie der Rücken beider Handschuhe sind zerkratzt und zerrieben.

Viertens: Zwei Paar Stiefeln, von denen das eine, obgleich gereinigt und geputzt, doch noch sehr feucht ist. Ein Regenschirm, der kaum getrocknet ist, und an der Spitze mit weißem Straßenkoth beschmutzt erscheint.

Fünftens: In einem großen Zimmer, das Bibliothek genannt wird, eine Schachtel mit Zigarren, die den Namen „Trabucos“ trägt, und auf dem Kamine mehrere Zigarrenspitzen von Bernstein und Meerschaum.

Als Alles eingetragen war, trat der alte Tabaret zu dem Polizei-Kommissär, und sagte ihm in's Ohr:

„Ich habe Alles, was ich nur wünschen konnte.“

„Ich bin auch fertig,“ erwiederte dieser eben so. „Er kann sich nicht halten, er wird überführt. Haben Sie es gehört? Er hat sich schon beim ersten Wort verrathen. Sie werden sagen, er ist noch nicht gerieben genug.“

„Am Tage hätte er sich vielleicht nicht so überraschen lassen, aber sehen Sie, was ich sagte: man muß ihn in aller Frühe, beim plötzlichen Erwachen, packen. Mit nüchternem Magen ist man noch nicht vorbereitet.“

„Ich habe einige der Diener ausgefragt, und sonderbare Aussagen von ihnen erhalten . . .“

„Sehr gut! — wir werden ja sehen. Ich eile jetzt zu dem Herrn Untersuchungsrichter, der indessen wie auf glühenden Kohlen warten wird.“

Albert war von seinem grenzenlosen Erstaunen zu kühlerer Besonnenheit übergegangen, und fragte den Polizei-Kommissär:

„Darf ich nicht in Ihrer Gegenwart einige Worte mit meinem Vater sprechen? Hier waltet ein Irrthum ob, wie man sich bald überzeugen wird.“

„Immer Irrthümer!“ murmelte der alte Tabaret.

Es thut mir leid, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann. Ich habe die strengsten Befehle, Sie mit Niemandem ein Wort wechseln zu lassen. Ein Wagen steht unten bereit, wenn Sie hinabgehen wollten . . .“

Albert sah sich unter seinen Leuten um, als er durch das Vorzimmer schritt, sie liefen rathlos hin und her, und schienen sämmtlich den Kopf verloren zu haben. Herr

Denis, der Kammerdiener, gab seine Befehle kurz, in gemessenem Tone.

Beim Hinausgehen glaubte Albert noch die Worte zu vernehmen: den Grafen Commarin habe der Schlag getroffen.

Erschüttert schleppte er sich in den Wagen, der sich sogleich in Bewegung setzte. Mit einem rascheren Gefährt war der alte Tabaret bereits davongefahren.

X.

Wenn man den Justizpalast in Paris betritt, und wagt sich in das Labyrinth von Gängen und Treppen, findet man vielleicht im dritten Stock des linken Flügels eine lange, niedere Gallerie, von niederen Fenstern spärlich erhellt, wo in gewissen Zwischenräumen Thür an Thür zu den verschiedenen Richtern in Kriminalsachen führen.

Kaum mag man gleichgiltig diese stillen Räume durchschreiten, die Fantasie leiht ihnen einen düsteren, traurigen Charakter.

Ein Dante würde Verse dichten können, die als Inschrift über diesen Räumen stehen sollten. Kein Laut hallt in ihnen wieder, als der schwere, gleichmäßige Schritt der Gendarmen, die auf- und abschreiten, oder Angeklagte hierher begleiten. Kein heiteres Antlitz ist hier zu sehen, die verschiedensten Sorgen und Leidenschaften malen sich auf den Gesichtern der Angeklagten oder ihrer Angehörigen und Zeugen, starre Gleichgiltigkeit auf denen der Polizeimänner. Diese betrachten mit geschäftsmäßiger Ruhe das bunte Drama, was sich oft hinter diesen schweigsamen Pforten abspielt.

Ueber jeder Thür steht die Nummer in Schwarz. Die Zimmer sind einander vollkommen ähnlich, sie sind ungeschmückt und doch nicht häßlich, aber unwillkürlich schaudert der fühlende Mensch, der sie betritt. Die Mauern scheinen ihm feucht von all' den Thränen, die wohl schon hier vergossen wurden, die dumpfe Luft drückt gleichsam auf der Brust, als sollte sie das Geheimniß herauspressen, das hier an den Tag kommen muß.

Wir betreten das Zimmer des Untersuchungsrichters Daburon, es trug die Nummer 15.

Es war einfach und schmucklos wie die andern — wo so Ernstes und Wichtiges verhandelt wird, was gilt da die äußere Umgebung? Keine finsteren Gesichter schreckten den hier Eintretenden, Alles schien ihm zu sagen:

„Fasse Muth, hier wirst Du menschlich behandelt. Beweise Deine Unschuld und man gibt Dich gerne frei."

Daburon saß seit neun Uhr an seinem hoch mit Akten beladenen Schreibtische. Seine Untergebenen schrieben schweigend oder vollführten ihre Aufträge. Es war einmal beschlossen, den Grafen Albert des Mordes zu bezichtigen, so mußte denn auch mit aller Energie vorgegangen werden, darin war er ganz mit dem alten Tabaret einverstanden. Er hatte bereits mit dem General-Prokurator gesprochen und das Gericht verständigt.

Zu gleicher Zeit als Albert verhaftet wurde, erhielten auch der ältere Graf Commarin, Madame Gerdy, Noel Gerdy und einige Diener Albert's Vorladungen.

Alle wollte er kurz befragen, bevor er zum Verhör des Angeschuldigten schritt.

Er hatte eine ganze Schaar geheimer Polizisten aufgeboten, um alle seine Aufträge auszuführen, und wie ein Feldherr, der seine Adjutanten abgesendet, erwartete er jetzt den Beginn der Schlacht.

Oft hatte er schon Dasselbe durchgemacht, oft schon Verhaftsbefehle ausgefertigt, und doch nie mit solcher innern Erregung der Entwicklung des Falles entgegengesehen. Oft schon besaß er kaum halb so viel Indicien und Beweisstücke, und schritt mit ruhigem Gewissen zur Untersuchung. Er hielt sich selbst das vor, und dennoch quälte ihn eine innere Unruhe, die sich nicht beschwichtigen lassen wollte.

Er wartete schon mit Ungeduld, ging im Zimmer auf und ab, und zog alle fünf Minuten seine Uhr, um sie mit der Wanduhr zu vergleichen. So oft ein Schritt in der Gallerie wiederhallte, stand er unwillkürlich still und horchte.

Es klopfte an die Thür. Der Eintretende war sein Amtsschreiber.

Die lange, magere Gestalt grüßte und machte schweigend ihre Vorbereitungen zum Schreiben.

Seit dreizehn Jahren saß er schon auf demselben Platze, er hatte schon unter vier Untersuchungsrichtern gedient. Man sah es ihm an, daß er die entsetzlichsten Dinge diktirt bekommen konnte, ohne mit den Wimpern zu zucken. Sein langes, graues gleichgiltiges Gesicht trug gar keinen Ausdruck, es sah aus wie aus Holz geschnitzt.

Ein Wortklauber erklärte das Wort: „Amtsschreiber“ folgendermaßen:

„Schreibmaschine des Richters. Stumme Person, die

nur auf besondern Befehl spricht, die schreibt und doch nicht sieht, die taub ist und doch Alles hört. Alles das konnte man von Constant, dem Schreiber Daburon's sagen, er war die personifizirte „Ausdauer,“ wie seine Name verhieß.“

Er hatte kaum Alles in Ordnung, als die Thüre sich abermals öffnete, und Noel Gerdy hereintrat.

Er verbeugte sich mit leichtem Anstande, wie ein Mann, der in solchen Angelegenheiten zu Hause ist. Jetzt sah er dem Freunde Tabaret's nicht ähnlich, noch weniger dem Geliebten der Madame Juliette. Er war wieder ganz Advokat, die Maske saß fest.

So stand er stets seinen Freunden, seinen Kollegen und seinen Klienten gegenüber, überlegen an Verstand, glatt und gefällig von Benehmen und im Uebrigen unnahbar.

Sein Aeußeres war so wohlgeordnet, die Oberfläche so glatt geebnet, daß Niemand darauf gekommen wäre, daß er den Abend vor diesem Morgen in starker und aufreibender Aufregung verbracht, einen späten Besuch bei seiner Geliebten gemacht, und die Nacht an einem Sterbebette verbracht hatte. Noch obend'rein am Sterbelager seiner Mutter, oder auch Derjenigen, die er bisher dafür gehalten.

Welcher Gegensatz zwischen ihm und dem Richter!

Der Richter hatte auch nicht geschlafen, aber ihm sah man es an, man sah es an seiner sorgenvollen Miene, an dem Schatten unter dem Auge. Er hatte vergessen die Wäsche zu wechseln, so sehr lag ihm die eine Angelegenheit

in Kopf und Herzen. Des Advokaten frisch rasirtes Kinn ruhte auf dem saubersten Hemdkragen, sein Haar und Schnurrbart waren auf das Sorgfältigste gekräuselt.

Er grüßte Daburon und reichte ihm die Hand.

„Sie haben mich rufen lassen, ich bin zu Befehl."

Der Untersuchungsrichter kannte den Advokaten oberflächlich, er hatte ihn hier und da gesehen. Auch hörte er ihn als Mann von Talent loben, dem noch eine bedeutende Zukunft blühe. Er empfing ihn darum in kollegialischer Weise, und bat ihn, Platz zu nehmen.

Als die Vorläufer jeder Zeugenaussage, die Fragen nach Namen, Alter, Wohnort u. s. w. beendigt und aufgeschrieben waren, fragte der Richter, der dem Schreiber mit dem Auge folgte, jetzt zu dem Advokaten gewendet:

„Sie wissen schon, in welcher Angelegenheit wir Sie bemühen mußten?"

„Ja, ich weiß, des Mordes der Witwe Lerouge wegen, in La Jonchère."

„So ist es."

Der Richter erinnerte sich an das Versprechen, das er Tabaret gegeben, daß seiner keine Erwähnung geschähe, und fuhr fort:

„Wir fanden Ihren Namen vor in den Papieren der Witwe Lerouge, und wünschen uns darum sofort bei Ihnen zu unterrichten."

„Das wundert mich gar nicht. Wir interessirten uns sehr für die brave Frau, die meine Amme war, und ich weiß, daß Madame Gerdy ihr öfter schrieb."

„Sehr gut — Sie werden uns demnach am Besten informiren können.“

„Leider nur unvollständig, fürchte ich. Ich weiß sehr wenig von meiner ehemaligen Amme. Bevor ich mich selbst an Etwas erinnern konnte, wurde ich ihr wieder weggenommen, und habe ihr nur, seit ich Mann geworden, mitunter eine Unterstützung geschickt.“

„Haben Sie sie niemals besucht?“

„Ich war einige Male bei ihr, doch hielt ich mich nur wenige Minuten bei ihr auf. Madame Gerdy würde Sie schon ausführlicher berichten können, sie besuchte sie öfter, und ihr vertraute die Lerouge alle ihre Angelegenheiten.“

„Ich hoffe sehr darauf, heute noch Madame Gerdy zu sprechen, sie muß ja auch die Vorladung erhalten haben.“

„Allerdings, doch ist es ihr unmöglich zu erscheinen, sie liegt im Bett, sie ist krank.“

„Ernstlich krank?“

„So ernstlich, daß Sie am Besten thun werden, auf ihre Aussage gänzlich zu verzichten. Ihr Arzt, der Doktor Hervé, sagt, daß diese Krankheit nie einen glücklichen Ausgang nimmt, es ist eine Gehirnentzündung der gefährlichsten Art. Selbst wenn man sie am Leben erhalten könnte, würde man ihr doch den Verstand nicht erhalten. Wenn sie nicht stirbt, wird sie wahnsinnig.“

Das schien dem Richter eine sehr unwillkommene Nachricht.

„Das ist mir sehr, sehr leid. Und Sie glauben, es sei unmöglich, irgend eine Aussage von ihr zu erlangen?“

„Denken Sie nicht einmal daran, sie redet irre. Als ich sie heute verließ, war sie so herabgekommen, daß ich fürchte, sie werde den Abend nicht erleben.“

„Seit wann ist sie krank?“

„Seit gestern Abend.“

„So plötzlich?“

„Scheinbar, allerdings, obwohl ich sie schon seit drei Wochen leidend und sehr verändert fand. Gestern nach dem Diner — sie hatte kaum die Speisen berührt — nahm sie eine Zeitung in die Hand, und zufällig fiel ihr Blick sofort auf den Bericht von dem Morde in La Jonchère. Sie stieß einen starken Schrei aus, zuckte in Krämpfen auf dem Fauteuil, und fiel dann auf den Teppich nieder mit den Worten: „O, der Unglückliche, der Unglückliche!“

„Die Unglückliche, wollten Sie sagen!“

„Nein, Herr Richter, ich verstand ganz deutlich. Die Aeußerung bezog sich augenscheinlich nicht auf die Witwe Lerouge.“

Der Richter sah bei diesen gewichtigen Worten den Advokaten an, der mit dem harmlosesten Tone gesprochen hatte. Doch dieser senkte das Haupt.

„Und weiter?“ fragte der Richter nach einem kurzen Schweigen, während dessen er sich einige Notizen gemacht hatte.

„Das sind die letzten Worte, die Madame Gerdy sprach. Ich brachte sie sogleich mit Hilfe des Dienstmädchens in ihr Bett, ließ den Arzt rufen, und seitdem kehrte das Bewußtsein nicht wieder. Der Doktor sagt obendrein . . .“

„Gut, gut, lassen wir das jetzt. Sagen Sie mir, ob Sie nicht wissen, welche Feinde die Witwe Lerouge hatte?"

„Ich weiß keinen."

„Keinen? Nehmen wir es an. Aber kennen Sie auch Niemanden, dem der Tod der armen Alten einen Vortheil bringen konnte?"

Der Untersuchungsrichter heftete seine Blicke fest auf Noel's Augen, damit er sich nicht wieder wegwenden oder die Augen niederschlagen könne.

Der Advokat schien peinlich berührt. Er schien in sich zu kämpfen, ob er Etwas sagen solle oder nicht. Endlich sagte er mit unsicherem Tone:

„Nein, Niemanden."

„Ist das auch wahr?" fragte der Richter dringender. „Sie kennen Niemanden, absolut Niemanden, der aus ihrem Tode Vortheil ziehen konnte?"

„Ich weiß nur eins: daß er mir einen unberechenbaren Nachtheil bringt."

„Endlich," dachte Daburon, „kommen wir zur Thatsache, und haben glücklich den alten Tabaret aus dem Spiele gelassen. Ich hätte dem geschickten und braven Manne ungern einen Verdruß bereitet."

„Ihnen einen Nachtheil?" fuhr er fort. „Ich bitte Sie, mir das genauer zu erklären."

Noel schien sich noch unbehaglicher zu fühlen als vorher, er sagte:

„Ich weiß, daß ich Ihnen die Wahrheit und zwar die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange schuldig bin. Dennoch gibt es Verhältnisse, die es einem Ehrenmanne schwer

machen, sich vollständig auszusprechen. Es ist peinlich und auch zuweilen gefährlich, Familiengeheimnisse zu enthüllen."

Daburon unterbrach ihn durch einen Wink. Noel's schmerzlicher Ausdruck verfehlte seine Wirkung nicht, auch wußte der Richter zuvor, was er hören sollte, und begriff gern seine Aufregung. Er wandte sich an seinen Schreiber, und rief nur mit eigenthümlicher Betonung:

„Constant!"

Der lange Schreiber mußte schon wissen, was das zu bedeuten hatte, er stand auf, steckte die Feder hinter's Ohr und schritt langsam hinaus.

Noel schien dankbar des Richters Rücksichtsnahme lebhaft zu empfinden. Er sah ihn erfreut und dankend an.

„Wie gütig sind Sie, mich so zu schonen! Vor Ihnen kann ich ohne Scheu sprechen."

„Thun Sie das, ich werde nichts zu Papiere bringen, als was mir zu unserem Prozesse unbedingt nothwendig erscheint."

„Ich bin so wenig Herr meiner selbst," begann Noel, „daß ich Sie bitten muß, meine Aufregung zu entschuldigen, und es mir nicht anzurechnen, wenn ich bittere Aeußerungen fallen lassen sollte. Ich glaubte bis vor Kurzem, ich sei ein Kind der Liebe. Ich fand auch nichts Kränkendes darin — meine Geschichte ist schnell erzählt. Ich hatte Ehrgeiz, und hoffte mich dennoch emporzubringen. Ich strebte und arbeitete, um mir selbst einen Namen zu machen. Ich lebte zurückgezogen und einfach, dem einen Ziele nachstrebend. Ich liebte die Frau, die ich für meine Mutter hielt, und glaubte an ihre Liebe für mich. Glück=

lich in meinem häuslichen Leben, beachtete ich es nicht, wenn mich Jemand meines Herkommens wegen für gering ansah. Ich fand mich vor Vielen begünstigt, als vor Kurzem die Vorsehung wollte, daß alle Briefe, die mein Vater, der Graf Commarin, an seine Geliebte, Madame Gerdy, schrieb, in meine Hände fielen. Ich las sie, und kam zu der Ueberzeugung, daß ich nicht bin, wofür ich mich bisher hielt, und daß Madame Gerdy nicht meine Mutter ist."

Ohne Daburon Zeit zu einer Einwendung zu lassen, berichtete er rasch nach einander, was er am Abende vorher seinem alten Freunde erzählte.

Die Geschichte war dieselbe, die Belege und Details dieselben, nur der Ton war ein anderer. So sehr er sich am Abende aufgeregt und pathetisch zeigte, so ernst, gehalten und kurz war er dem Richter gegenüber.

Er gab Jedem seine Erzählung unter der Form, die den meisten Eindruck auf ihn machen mußte: dem natürlichen Menschen übertrieb er seine Erregung, dem Juristen seine Mäßigung.

So sehr ihn die Ungerechtigkeit der Menschen niederzubeugen schien, so resignirt schien er sich doch in das harte Schicksal zu finden.

Mit wahrer Beredsamkeit und gewählten Ausdrücken stellte er seine Gemüthsverfassung nach der Entdeckung dar: seinen Schmerz, seine Zweifel, seine Unentschlossenheit.

Um seine Ueberzeugung zur Gewißheit zu machen, bedurfte es noch des Zeugnisses einer der dabei betheiligt

gewesenen Personen. Von dem Grafen oder von Madame Gerdy konnte er nicht hoffen, die Wahrheit zu erfahren, denn ihnen mußte nur zu sehr daran liegen, sie zu verschweigen. Seine einzige Hoffnung ruhte auf der Amme, die sich gewiß gern noch am Ende ihres Lebens von der Last des Geheimnisses durch ein Geständniß befreit hätte. Jetzt war sie todt, und die Briefe selbst waren jetzt von nur sehr fraglichem Werthe für ihn.

Er ging darauf zu seiner Auseinandersetzung mit Madame Gerdy über, und wußte hierüber dem Richter viel weitläufiger zu erzählen, als er bei seinem alten Freunde gethan.

Er sagte, sie habe zuerst Alles geleugnet, später aber dennoch, in einem Augenblicke der Verzweiflung, durch seine Fragen gedrängt und durch Beweise überführt, gestanden, obwohl mit dem Vorbehalt, daß sie es vor der Welt nie zugeben, und eher Alles über sich ergehen lassen werde, als ihren Sohn seiner Stellung zu berauben.

Von diesem Gespräche an habe sie sich unwohl gefühlt.

Weiter sprach Noel über seine Verhandlung mit dem Grafen Albert Commarin.

Auch diese Erzählung war ein wenig nach Bedarf anders gefärbt, doch ließ sich ihm keine eigentliche Unwahrheit nachweisen.

Er behauptete sogar, von dem jungen Grafen einen äußerst günstigen Eindruck empfangen zu haben.

Er habe seine Eröffnungen zwar mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen, doch mit Festigkeit und Ruhe,

und sich bereit gezeigt, sich unter das Unvermeidliche zu fügen, wenn sie sich bewahrheiten sollten.

Der Advokat schien fast für seinen Rivalen zu schwärmen, den Reichthum und Rang nicht verdorben haben, der ihn nicht unwillig von sich gestoßen habe. Er sei sein Bruder, und flöße ihm Sympathie ein.

Daburon hatte schweigend zugehört; kein Wort, keine Bewegung verrieth seine Gedanken. Als der Advokat zu Ende war, fragte er:

„Wie konnten Sie denn behaupten, Sie wüßten Niemanden, dem der Tod der Witwe Lerouge Vortheil bringen könne?"

Der Advokat antwortete nicht.

„Mir scheint, durch ihn ist der hauptsächlichste Beweis gegen den Vicomte Commarin vernichtet worden. Madame Gerdy ist wahnsinnig, der Graf wird Alles leugnen, die Briefe beweisen nichts. Das Verbrechen ist in einem glücklichen Moment für den jungen Mann begangen worden, wirklich sehr zu rechter Zeit."

„O, Herr Richter," protestirte Noel mit aller Energie, „welche entsetzliche Beschuldigung!"

Der Richter sah dem Advokaten streng und forschend in das Gesicht. War das Wahrheit, oder spielte er nur Komödie mit seiner Großmuth? Sollte er selbst noch nicht auf den Gedanken gekommen sein? Noel ließ sich nicht außer Fassung bringen, er wandte rasch ein:

„Welchen Grund hätte der junge Mann, so sehr für sich, für seine Lage zu fürchten? Ich habe kein Wort der Drohung, nicht einmal indirekt, gegen ihn fallen lassen.

Ich trat ihm nicht gegenüber wie ein zürnender Engel der Gerechtigkeit, um ihn sogleich aus seinem Paradiese zu treiben. Ich setzte ihm die Sache auseinander und sagte: Was denken Sie darüber? Was beschließen wir? Richten Sie selbst.“

„Er bat Sie um Aufschub?“

„Ja. Ich schlug ihm eigentlich vor, er möge mit mir zu der Witwe Lerouge gehen, deren Zeugniß jeden Zweifel heben könne, er schien mich nicht zu verstehen. Er kannte sie jedoch recht wohl, denn er war mehrmals mit seinem Vater bei ihr, der ihr — wie ich später erfuhr — viel Geld gab.“

„Weckte dieser Umstand keinen Verdacht bei Ihnen?“

„Nein.“

„Wie erklärten Sie sich die Abneigung des Vicomte, Sie zu der Witwe Lerouge zu begleiten?“

„Er sagte, er wolle vor allen Dingen mit seinem Vater sprechen, der für den Augenblick nicht gegenwärtig sei, doch in wenigen Tagen wiederkehren werde.“

Der Wahrheit — so sagt man allgemein, und Jeder wiederholt es — ist ein Ausdruck eigen, der Niemanden täuscht. Daburon zweifelte nicht mehr an der Aufrichtigkeit des Advokaten. Er sprach mit einer Unbefangenheit, wie ein biederes, offenes Herz, dessen Ruhe argwöhnische Gedanken noch nie trübten.

„Es war mir im Grunde recht, gleich zuerst mit meinem Vater zu reden, ich hätte so gern die unangenehmen Erörterungen ganz unter uns abgemacht. Eine freundschaftliche Auseinandersetzung wäre mir weit lieber als ein

Prozeß, obgleich ich auch für einen solchen Beweise genug in Händen habe."

„So wollen Sie keine Klage anhängig machen?"

„Nie, Herr Richter, um keinen Preis. Sollte ich den Namen nicht vor Entehrung bewahren, der mir rechtmäßig zugehört, und den ich wieder zu erlangen wünsche?"

Daburon konnte seine Bewunderung für so edle Gesinnung nicht verbergen.

„Sie sind in der That uneigennützig."

„Ich denke, das ist nicht mehr als was die Vernunft gebietet. Ich würde sogar im äußersten Falle Albert meinen Namen und Rang lassen. Mag der Name Commarin berühmt sein; der meine ist vielleicht in zehn Jahren noch bekannter. Ich würde allerdings eine bedeutende Abfindung an Geld begehren. Ich habe Nichts, und Geldmangel war schon oft ein Hinderniß auf meinem Wege. Die Summen, die mein Vater seiner Geliebten gegeben, sind fast gänzlich aufgezehrt. Meine Erziehung und Ausbildung hat nicht wenig gekostet, und noch nicht seit lange deckt meine Advokaten-Praxis die Kosten.

„Wir leben sehr einfach, und dennoch verbrauchten wir außerordentlich viel, Madame Gerdy machte nie große Ansprüche, aber sie verstand nicht hauszuhalten und einzutheilen. Ich habe mir endlich Nichts vorzuwerfen, komme es, wie es wolle. Im Anfange wußte ich meinen Zorn nicht zu mäßigen, doch jetzt bin ich ganz ruhig. Sobald ich den Tod meiner Amme erfuhr, betrachtete ich meine Sache als verloren."

„Da thun Sie Unrecht, lieber Herr Gerdy. Ich sage

Ihnen, Sie dürfen hoffen. Vielleicht sind Sie im Besitz Ihrer Rechte, bevor der Tag zu Ende geht. Wir, das muß ich Ihnen sagen, glauben den Mörder der Witwe Lerouge bereits zu kennen. Der Vicomte Albert muß in diesem Augenblicke schon verhaftet sein."

„Wie, sollte es möglich sein? So hätte ich Sie doch nicht falsch verstanden?"

„Sie haben recht verstanden. Ich danke Ihnen für Ihr aufrichtiges und umfassendes Geständniß, es erleichtert mir meine Aufgabe gar sehr. Morgen wollen wir zusammen aufsetzen, was Sie als Ihre Angaben unterzeichnen wollen. Heute wird mir die Zeit zu kurz. Ich muß Sie nur noch um Mittheilung der Briefe bitten; sie sind mir unbedingt nöthig."

„Vor Verlauf einer Stunde sollen Sie sie haben."

Der Advokat sprach seinen innigen Dank aus, und ging.

Am Ende des Korridors erschien der kleine Tabaret, vergnügt herbeikeuchend unter der Last so großer Neuigkeiten.

Kaum hielt der Wagen vor dem Thore des Justizpalastes, so war er auch schon im Hofe und eilte in die Pforte. Rascher als der jüngste Accessist beim Gericht erklomm er die steilen Treppen bis zu der Gallerie des Untersuchungsrichters, so daß Niemand geglaubt hätte, er sei schon in den Jahren, die uns nicht mehr recht gefallen. Er selbst dachte am wenigsten daran. Er wußte nicht mehr, daß er in der Nacht nicht geschlafen hatte, er war so munter sogar zum Scherzen aufgelegt, es war, als hätte er Stahlfedern in den Beinen.

Er flog die düstere Gallerie entlang und in das Zimmer des Untersuchungsrichters hinein wie ein Ball, stürzte auf ihn los, ohne zu grüßen, ohne um Entschuldigung zu bitten — er der sonst die Höflichkeit selber war.

„Wir haben ihn!" schrie er. „Ergriffen, gepackt, geschnürt, gebunden, transportirt und da ist er!"

Mehr als je „Feinnase," gestikulirte der kleine Tabaret mit so komischer Vehemenz und so lächerlichen Verrenkungen, daß selbst der lange Schreiber lächeln mußte, obgleich er das für höchst dienstwidrig hielt.

Auf Daburon lastete noch der ganze Ernst des Geständnisses des Advokaten, ihn berührte des Alten ungestüme Freude unangenehm, obgleich sie für ihn die Rechtfertigung seiner eigenen Handlungsweise war. Er warf Tabaret einen strengen Blick zu und sagte:

„Ruhig, ruhig, lieber Mann, mäßigen Sie sich."

Zu anderer Stunde wäre er gewiß betroffen still gewesen, und hätte die Zurechtweisung schmerzlich empfunden. Doch in diesem Augenblicke war er viel zu triumphirend.

„Mäßigen! warum denn nicht, ich kann mich schon mäßigen, das habe ich bewiesen. So Etwas ist noch nicht dagewesen. Alles, Alles hat sich gefunden, was ich gesagt habe. Die Hälfte des Degens, die zerkratzten grauen Handschuhe, die Zigarren — nichts geht ab. Sie werden sogleich das Alles und noch Mehreres sehen. Ich habe so mein System, und ich sehe, es ist nicht schlecht. Ich wollte weiter nichts, als Gevrol wäre zur Stelle, er, der meine Methode verachtet! Aber er läuft beständig dem Manne

mit den Ohrringen nach. Am Ende erwischt er ihn doch noch. Das ist ein Genie, dieser Gevrol; wie viel zahlt man ihm jährlich für seine gewandten Dienste?"

„Lieber Tabaret, wenn es Ihnen möglich ist, so lassen Sie uns ernsthaft sein, und in der Ordnung vorgehen."

„Ei was, jetzt ist die Hauptsache schon in der Ordnung. Wenn sie Ihnen den Mann herführen, dann zeigen Sie ihm nur seine Handschuhe und die Spuren Leders, die wir aus den Nägeln der Ermordeten gezogen, und er ist überführt. Ich wette meinen Kopf, er gesteht die ganze Geschichte. Aber es ist deshalb noch nicht gesagt, daß er baumeln muß — diese alten Weiber von Geschwornen sind im Stande und erkennen auf mildernde Umstände, und lassen ihn durchrutschen. Das thäte ich nicht. Diese Langweiligkeit schadet nur der Gerechtigkeit. Ich ließe die Spitzbuben und Mörder nicht so lange herumlaufen. Wie gefangen, so gehangen, und damit basta."

Daburon mußte den Redeschwall des begeisterten kleinen Mannes über sich ergehen lassen, und erst als dieser sich verlaufen hatte, begann er seine Fragen zu stellen. Endlich erfuhr er, was bei der Verhaftung vorgegangen war.

Es nahm ihn sehr Wunder, daß Albert, als ihm der Verhaftsbefehl präsentirt wurde, ausgerufen hatte:

„Ich bin verloren!"

„Das ist verhängnißvoll!" murmelte er.

„Gewiß," bekräftigte Tabaret. „Er hätte sich nicht so gehen lassen, wenn wir ihn nicht aus dem Schlafe erweckt und gleich gepackt hätten. Er lag nicht im Bett,

schwer und unruhig schlief er auf seinem Sofa, als wir kamen. Ich ließ einem der Bedienten Zeit, zu ihm hineinzulaufen, damit er durch dessen Schrecken erst verblüfft würde. Alles war voraus berechnet. Er wird indeß schon eine Ausrede wissen, um seine unbedachten Worte zu erklären. Neben ihm, an der Erde, lag die Gazette de France, ganz zerknittert, mit dem Bericht von dem Morde. Am Ende kann man die Zeitungsartikel auch noch zu Entdeckungen verwenden."

„Ja, ja, Sie sind ein vortrefflicher Agent," sagte der Richter sinnend. „Ich habe daran gedacht, als Herr Gerdy hier war, er ist so eben fortgegangen."

„Wie, Noel war hier?"

Alle seine befriedigte Eitelkeit verschwand plötzlich, peinliche Sorge warf einen Schatten über sein rothes, fröhliches Gesicht."

„Noel war hier?" Leiser fügte er hinzu: „Und weiß er?"

„Er weiß nichts. Ich brauchte Ihren Namen nicht zu nennen, und hatte Ihnen ja auch Diskretion auf jeden Fall versprochen!"

„Jetzt geht es gut! Und was denken Sie von Noel, Herr Richter?"

„Ich bin überzeugt, daß er ein gediegener, ehrenhafter Mann ist, voll Kraft und Zartgefühl. Wie er sich hier ausgesprochen hat, kann man ihn nur bewundern, und ich habe keinen Grund, seine Aufrichtigkeit in Zweifel zu setzen. Selten noch in meinem Leben stand mir ein

Mann gegenüber, dessen Ansichten mir so sehr sympathisch waren. Sie können stolz sein, ihn Ihren Freund zu nennen."

„Wie ich Ihnen schon sagte, Herr Richter, so sprechen Alle von ihm. Ich liebe ihn wie meinen eigenen Sohn, und er allein soll mich beerben — es komme wie es wolle. Der Notar hat schon mein Testament, worin er als Universalerbe steht. Es steht auch eine Rente darin für Madame Gerdy, aber die werde ich annulliren."

„Madame Gerdy, lieber Freund, wird bald dessen nicht mehr bedürfen."

„Wie so? Sollte der Graf ..."

„Sie liegt im Sterben, und wird vielleicht den Abend nicht mehr erleben — so sagte mir der Advokat."

„Mein Gott, was muß ich hören! Wie wird Noel in Verzweiflung sein! Doch nein, sie ist ja seine Mutter nicht. Arme Person! Ich schätzte sie sehr, bevor ich erfuhr, wie verächtlich sie gehandelt. Es scheint, als sollen die Theilnehmer dieser bösen Affaire alle auf einmal sterben. Im Augenblicke, als ich das Haus des Grafen Commarin verließ, hörte ich, wie ein Diener zum andern sagte: den alten Herrn habe, aus Schrecken über die Verhaftung seines Sohnes, der Schlag getroffen."

„Das wäre das Schlimmste, was Herrn Gerdy jetzt widerfahren könnte."

„Warum?"

„Ich rechnete auf des Grafen Aussage, um dem Advokaten zu seinem Recht zu verhelfen. Wenn der Graf todt ist, die Witwe Lerouge todt, Madame Gerdy sterbend

oder wahnsinnig — wer kann dann sagen, ob die Briefe Wahrheit sprechen oder nicht?"

„Das ist wahr," murmelte Tabaret, „das ist wahr! Ich dachte nicht einmal daran. Welch' seltsame Fügung! Ich täuschte mich nicht, ich hörte deutlich . . ."

In diesem Augenblicke wurde die Thür geräuschvoll aufgestoßen, und in ihrem Rahmen erschien der alte Graf Commarin selber, steif und kalt wie eines von seinen Ahnenbildern.

Der Graf gab einen Wink, und die beiden Diener, die ihn bis hierher stützend geleitet hatten, entfernten sich.

XI.

Es war der Graf Commarin, oder vielmehr sein Schatten. Sein Auge leuchtete nicht mehr wie sonst, seine Haltung war nicht mehr sehr sicher, seine schönen Hände zitterten. Sein zerstörter Anzug sprach noch deutlicher für die Veränderung in seinem Wesen. Er sah um zehn Jahre älter aus.

Mancher kräftige alte Mann gleicht einem Baume, der innen schon längst morsch und hohl, doch durch seine feste Außenseite noch lebt, grünt und unerschütterlich scheint. Doch ein Sturmwind vermag ihn niederzuwerfen, und über Nacht ist oft der Starke gebrochen.

Im Ruhme seines Namens konzentrirte sich des Grafen Kraft, er mußte zusammenknicken, wenn diese Stütze fiel. Alle Lebensfasern rissen auf einmal.

Der Untersuchungsrichter sah seinen hohlen Blick, sah die Vernichtung seines ganzen Wesens. Er gab seinem Schreiber rasch einen Wink, sich mit dem kleinen Tabaret zu entfernen.

Der Letztere ging sehr ungern.

Der Graf hatte ihre Anwesenheit nicht bemerkt, er sah auch nicht, daß sie gingen.

Daburon rückte ihm einen Stuhl hin, er setzte sich. „Ich bin so matt, daß ich nicht stehen kann."

Er entschuldigte sich, einem Beamten gegenüber!

Wohl ist die Zeit schon längst hinter uns, da der Adel sich für außer dem Gesetze stehend hielt, und es in der That auch war. Stolze Verbrecher und Verbrecherinnen mochten wohl sonst mit Spott und Hohn die Richter behandelt haben, die ihnen nichts anhaben konnten! Jetzt ist die Justiz eine Macht, die Jedermann zu respektiren hat, er sei wer er wolle.

„Ich wünschte einige Aufklärungen von dem Herrn Grafen — doch vielleicht sind Sie heute unpäßlich."

„Ich danke, es geht mir besser. Es kann nicht anders sein nach einem solchen Schlage. Ich war wie vom Blitz getroffen, als ich meines Sohnes Verhaftung vernahm, und erfuhr, wessen man ihn beschuldigt. Ich hielt mich für stark, doch es warf mich zu Boden. Meine Leute hielten mich für todt. Wäre ich es doch! Meine kräftige Konstitution hat gesiegt, sagt der Arzt, doch ist es wohl Gottes Wille, daß ich den Kelch der Demüthigung bis zur Hefe leeren soll."

Ein Strom Blutes stieg ihm heiß bis zur Kehle hinauf, und drohte ihn zu ersticken.

Der Untersuchungsrichter stand vor seinem Bureau, und wagte kein Wort der Unterbrechung.

Die Anwandlung ging vorüber, der Graf athmete wieder freier und fuhr fort:

„Ich konnte wissen, daß mir noch aufbehalten war, solches Unglück zu erleben. Alles kommt an das Licht, früher oder später! Ich bin gestraft, mit dem ich sündigte. Stolz war mein Fehler — ich glaubte über dem Unwetter zu stehen, und beschwor es herab auf mein Haus. Albert ein Mörder! Albert vor den Assisen! Mich auch soll man strafen, denn ich bereitete vor, was er verbrach. Fünfzehnhundert Jahre grünte mein Stammbaum in Kraft und Schönheit, durch mich muß er verdorren. —“

Daburon fand die That des Grafen Commarin in jeder Hinsicht unverzeihlich, und hatte sich wohl vorgenommen, ihm den Tadel nicht zu ersparen.

Er dachte, ein stolzer Aristokrat werde ihm gegenüberstehen, und er wollte ihn gründlich niederschmettern.

Vielleicht lebte doch noch in einem Winkel seines Herzens ein Groll gegen die Marquise, die ihn einst so von oben herab behandelte, und gegen die Aristokraten überhaupt.

Er hatte sich schon vorbereitet, mit strengem Tone und scharfer Rede den alten Edelmann zu treffen, und ihn zur Rechenschaft gegen sich selbst zu bringen.

Jetzt stand er unvermuthet einer unendlichen Reue, einem so tiefen Leiden gegenüber, daß er unwillkürlich nach Trostesworten suchte.

„Schreiben Sie, Herr Richter, schreiben Sie mein Geständniß nieder, ohne irgend Etwas zu beschönigen,“ fuhr der alte Graf mit einer Erregung fort, deren man ihn nicht für fähig gehalten hatte, als er eintrat. „Ich verlange weder Gnade noch Schonung. Was habe ich mehr

zu verlieren? Meine Schande ist schon öffentlich. Werde ich nicht selbst in öffentlicher Schlußverhandlung die Unehre meiner Familie proklamiren müssen? Jetzt ist Alles verloren, da die Ehre hin ist. Schreiben Sie, ich will, daß die Welt erfahre, daß die Hauptschuld mein ist. Doch sie soll auch wissen, daß ich schon längst die Folgen meines Fehlers trug, ehe noch diese letzte, schreckliche Katastrophe dazu kam."

Der Graf hielt inne, um seine Erinnerungen zu sammeln. Dann sprach er mit festerem Tone und tiefer Bewegung:

„In dem Alter, wo mein Sohn jetzt ist, nöthigten mich meine Eltern, trotz meiner Gegenvorstellungen, ein junges Mädchen von edlem Geschlecht zu heiraten. Ich machte sie unglücklich, denn ich vermochte sie nicht zu lieben. Ich glühte in leidenschaftlicher Liebe für eine Geliebte, die ich seit mehreren Jahren besaß. Ich fand sie unübertrefflich an Schönheit, Geist und Herz. Sie hieß Valerie. Alles ist todt in mir, und doch, dieser Name bewegt mich noch. Trotzdem ich verheiratet war, konnte ich mich nicht entschließen, mit ihr zu brechen. Ich muß gestehen, daß sie mich lieber verlieren wollte, als mich mit einer Andern theilen. Damals liebte sie mich. Unser Verhältniß wurde nicht getrennt; meine Gattin und meine Geliebte sollten fast zu gleicher Zeit Mutter werden. Dieses Zusammentreffen erweckte in mir die unglückselige Idee, meinen Bastard an Stelle meines legitimen Sohnes erziehen zu lassen. Ich theilte Valerie meinen Plan mit, den sie, zu meiner Verwunderung, mit Abscheu zurückwies. Das Gefühl der Mutterliebe lag schon dunkel

in ihr, sie wollte sich von ihrem Sohne nicht trennen. Ich habe die Briefe aufbewahrt, die sie mir schrieb, in der vergangenen Nacht las ich sie wieder. Ich begreife jetzt meine eigene Thorheit nicht mehr, begreife nicht, weshalb ich weder ihren Gründen, noch ihren Bitten Gehör gab. Es war als hätte mich ein Taumel fortgerissen. Sie empfand im Voraus ein Unglück, das nun über mich hereingebrochen ist. Ich reiste selbst nach Paris, ich wußte, sie konnte mir nicht widerstehen; ich drohte ihr, sie zu verlassen, sie nie wiederzusehen — und sie gab nach. Ein Diener, auf den ich mich verlassen konnte, und Claudine Lerouge erhielten den Auftrag, den Tausch zu vollziehen. Der junge Mann, der den Titel „Vicomte von Commarin" trägt, und so eben verhaftet worden ist, dieser ist also der Sohn meiner Maitresse."

Einer so entschiedenen, sofortigen Erklärung hatte sich Daburon nicht versehen. Er freute sich innerlich für den jungen Advokaten, der ihn durch seine Gesinnung so eingenommen hatte.

„So erkennen Sie an, Herr Graf, daß Herr Noel Gerdy Ihrer legitimen Ehe entsprossen ist, und ihm allein das Recht gehört, Ihren Namen zu tragen?"

„Ja. Damals freute ich mich des Erfolges wie des glücklichsten Sieges. Ich war berauscht von dem Gedanken, das Kind meiner Valerie bei mir zu haben, daß ich alles Andere darüber vergaß. Ich trug auf ihn einen Theil meiner Liebe für seine Mutter über, ich liebte ihn fast noch mehr, wenn das möglich ist. Der Gedanke entzückte mich, daß er meinen Namen führen, alle meine Güter erben

solle. Den Andern wollte ich nicht sehen, ich haßte ihn. Ich glaube, ich habe ihn nicht zweimal im Leben geküßt. Selbst Valerie, die sehr gutherzig ist, warf mir meine Härte vor. Nur Eines trübte mein Glück. Die Gräfin liebte den Knaben, den sie für ihren Sohn hielt, über Alles, sie wollte ihn beständig um sich haben. Ich kann nicht sagen, wie peinlich es mir war, zu sehen, daß meine Frau das Kind meiner Maitresse mit Küssen und Liebkosungen überhäufte. So viel als möglich suchte ich das Kind von ihr zu entfernen, und sie, die nicht wissen konnte, was in mir vorging, bildete sich ein, daß ich nur wolle, auch das Kind solle sie nicht lieben. Sie starb mit diesem Gedanken, der noch ihre letzten Tage vergiftete. Sie starb an Kummer; doch schied sie wie eine Heilige, ohne Klage, ohne Murren; die Verzeihung auf den Lippen und im Herzen."

Die Zeit verstrich — doch Daburon wagte den Grafen nicht zu unterbrechen, so gern er auch nach den eigentlichen Thatsachen gefragt hätte.

Er wagte die Aufregung nicht abzukühlen, der er allein ein so rücksichtsloses Aussprechen zuschrieb, er fürchtete, eine plötzliche Ermattung könnte folgen, wenn er sie unterbräche.

Der Graf fuhr fort:

„Ich weinte ihr keine Thräne nach — was war sie auch meinem Leben? So lange sie lebte quälte mich ihre Gegenwart, und die Erinnerung an sie drückt mich wie ein Vorwurf. Gottes Gerechtigkeit rächte sie an mir. Geschäftige Freunde benachrichtigten mich eines Tages, daß Valerie mit mir ein Spiel treibe, und mich schon seit

langer Zeit hintergehe. Ich konnte es zuerst nicht glauben, es schien mir unglaublich — unmöglich. Ich hätte eher mich selbst angeklagt als sie. In einem Dachkämmerchen lernte ich sie kennen, wo sie sechszehn Stunden täglich arbeitete, um dreißig Sous zu verdienen; ich brachte sie in eine andere Lebenslage, und sie verdankte mir Alles. Ich wußte, daß sie mir so ergeben, so ganz mein eigen war, daß es sogar meiner Vernunft widerstrebte, sie für treulos zu halten. Auch war Eifersucht meinem Geiste fremd. Ich hielt es dennoch für Pflicht, mich zu erkundigen, ich ließ sie durch Andere überwachen, ja ich erniedrigte mich endlich so weit, selbst zu spähen. Leider bestätigte sich das Unglaubliche: die Unglückliche hatte einen Liebhaber, sie hatte ihn seit zehn Jahren. Es war ein Offizier von der Kavallerie, der sie öfters mit der größten Vorsicht und Heimlichkeit besuchte. Gewöhnlich verließ er sie um Mitternacht, doch kam es auch vor, daß er über Nacht blieb — dann verschwand er am frühen Morgen. Er lag ferne von Paris in Garnison, und wirkte sich zuweilen einen Urlaub aus, um sie zu besuchen — dann brachte er die ganze Zeit bei ihr zu. Eines Abends brachten mir meine Aufpasser die Nachricht, daß er da sei. Ich eilte zur Stelle. Meine Gegenwart brachte sie nicht in Verwirrung. Sie empfing mich so froh wie immer, und fiel mir um den Hals. Ich glaubte schon, man habe mich getäuscht, und war im Begriffe, ihr Alles zu beichten — als ich auf dem Piano ein Paar waschlederner Handschuhe liegen sah, wie sie die Offiziere tragen. Ich wollte keinen heftigen Auftritt, ich fürchtete meinen eigenen Zorn, der mich leicht zu weit treiben

konnte — ich ging fort, ohne ein Wort zu sprechen. Seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen. Sie schrieb mir — doch ich schickte ihre Briefe uneröffnet zurück. Sie versuchte, in meine Wohnung zu dringen, oder mich auf der Straße anzureden — doch vergebens, meine Diener hatten strengen Befehl erhalten, sie nicht zu mir zu lassen, und sie wagten nie, ihn zu übertreten."

War das der Graf Commarin — der stolze Mann mit der hohen Stirn, der auf die Menschen wie Gewürm zu seinen Füßen herabsah — der jetzt einem Fremden sein ganzes inneres Leben und verborgenes Fühlen enthüllte?

Auch ihm schlug einmal eine Stunde — wie sonst wohl andern armen Menschenkindern — wo überlastet mit Schmerz und Sorge der Kopf schwindelt, das Herz brechen will, und die übermächtige Empfindung sich ausströmen muß.

Was lag ihm jetzt daran, das Geheimniß zu verrathen, das er so viele Jahre sorgsam gehütet? Er warf es von sich, wie eine allzu schwere Last, gleichgiltig gegen die möglichen Folgen.

„Was ich damals litt, läßt sich nicht beschreiben — ich hing an diesem Weibe mit aller Kraft meiner Seele, sie war mein Fleisch und mein Blut. Da ich mich von ihr losriß, ging ein Theil meines eigenen Wesens verloren. Der Gedanke an sie weckte eine doppelte Leidenschaft, und ich wußte nicht, welche mich am meisten beherrschte — Zorn und Verachtung, oder Liebe und Sehnsucht nach ihr. Ihr Bild folgte mir überall hin und quälte mich mit

doppelten Schmerzen. Ich fand in Nichts einen Ersatz, und habe mich nie über ihren Verlust getröstet. Das ist aber noch nicht Alles. Jetzt drangen auch Zweifel in Bezug auf Albert auf mich ein. War ich auch wirklich sein Vater? Begreifen Sie wohl, wie ich leiden mußte, wenn ich mir sagte: „Vielleicht ist dieser das Kind eines Fremden, und ich habe ihm mein eigenes zum Opfer gebracht!“ Der Bastard mit dem Namen Commarin wurde mir unerträglich. Auf die heftigste Liebe folgte der unbesiegbarste Widerwille. Wie oft kämpfte ich in jener Zeit mit der wahnsinnigen Lust ihn zu tödten!

„Später, als ich ruhiger wurde, mäßigte sich auch meine Abneigung, doch habe ich sie nie vollständig besiegen können. Albert war mir ein gehorsamer, ein guter Sohn, und dennoch stand eine Schranke zwischen uns, die sich nicht erklären ließ.

„Oft auch war ich auf dem Punkte, den Gerichten Alles zu bekennen und meinen rechtmäßigen Erben zu reklamiren — dann hielten mich Rücksichten auf meinen Rang und meinen Namen wieder ab. Ich fürchtete das Aufsehen, die Lächerlichkeit — jetzt erliegt er dafür der Schande.“

Die Stimme des alten Edelmannes versagte ihm bei den letzten Worten. Er verbarg sein Gesicht in beiden Händen, und zwei rasch getrocknete Thränen netzten seine Wangen.

Die Thür ging auf, und der Kopf des langen Schreibers erschien in der Oeffnung.

Daburon winkte ihm, seinen Platz wieder einzunehmen,

wandte sich wieder an den Grafen, und sagte mit sanftem und theilnehmendem Tone:

„Sie haben vor Gott und vor den Menschen einen großen Fehler begangen, und müssen jetzt die Folgen, so traurig sie auch sind, ertragen. Ihre Pflicht ist, so viel als möglich gut zu machen."

„Das will ich auch; es ist sogar mein dringendster Wunsch."

„Sie verstehen mich doch wohl recht?"

„O ja, ich verstehe schon."

„Mag es Ihnen ein Trost sein, daß Herr Noel Gerdy sich in jeder Hinsicht der hohen Stellung würdig zeigt, die Sie ihm zurückgeben wollen. Vielleicht ist durch seine Erziehung in geringen Verhältnissen sein Charakter kräftiger geworden, das Unglück ist ein Lehrmeister, der nie vergebens predigt. Herr Gerdy ist ein Mann von bedeutendem Talent, der ehrenhafteste Charakter, den ich kenne. Er wird sich Ihrer Vorfahren würdig zeigen. In Ihrer Familie hat Niemand gefehlt — der Vicomte Albert ist ja kein Commarin."

„Nicht wahr, er ist es nicht!" erwiederte der Graf lebhaft. „Ein Commarin hätte diese Stunde nicht überlebt, und Blut wäscht alle Schande ab."

Diese Erklärung machte den Richter nachdenklich.

„Sind Sie denn so überzeugt von der Schuld des Vicomte?"

Der Graf sah den Untersuchungsrichter erstaunt an.

„Ich bin erst seit gestern Abend in Paris, ich weiß nichts von Allem, was inzwischen vorgegangen sein kann.

Ich denke nur, daß nicht ohne Grund gegen einen Mann in unsern Verhältnissen so vorgegangen werden kann. Da Sie ihn verhaften ließen, so müssen Sie wohl mehr als Argwohn, Sie müssen positive Beweise besitzen."

Daburon biß sich in die Lippen, er fühlte Etwas wie Unzufriedenheit mit sich selber. Er hatte sich übereilt, und dadurch seinen Zweck verfehlt. Er hatte des Grafen Mißtrauen geweckt, und ein solcher Fehler läßt sich nicht ungeschehen machen.

Er kann alle Berechnungen zu nichte machen, die einem gut geführten Verhör zu Grunde liegen.

Wenn der Zeuge erst aufmerksam auf die Gefahr wird, der er sich aussetzt, so ist ihm nicht mehr zu trauen. Er ist alsdann auf seiner Hut, und wägt jedes Wort ab.

Andererseits kommt es der Justiz zu wie der Polizei, Alles und Jedermann zu beargwohnen, zu vermuthen.

Bis zu welchem Punkte war der Graf dem Verbrechen von La Jonchère fremd? Jedenfalls stand fest, daß er noch vor wenigen Tagen Albert's Legitimität um jeden Preis vertheidigt hätte, obwohl er damals so gut wußte, als heute, daß er nicht sein rechtmäßiger Sohn sei. Er fand es dennoch mit seiner Ehre nicht anders verträglich, das zeigte seine Erzählung.

War er nicht noch Mannes genug, um die fatale Anklage unterdrücken zu können, wenn er nur wollte. Woher dann diese Aenderung?

Endlich sah Daburon auch nicht klar, auf welcher Seite sich das Interesse des Grafen befand, und diese Ungewißheit beunruhigte ihn. Er fragte besonnener:

„Wann machten Sie die Entdeckung, daß Ihr Geheimniß verrathen sei?“

„Gestern Abend, Albert selbst sagte es mir. Er sprach von dieser beklagenswerthen Angelegenheit in einer Weise, die ich mir noch vergebens zu erklären suche. Wenn nicht ...“

Der Graf hielt inne, als sträube sich seine Vernunft gegen die Unwahrscheinlichkeit seiner Voraussetzung.

„Wenn nicht? ...“ fragte begierig der Untersuchungsrichter.

„Albert wäre ein Held, wenn er nicht schuldig wäre.“

„Haben Sie denn Gründe, an seine Unschuld zu glauben?“

Der Graf mußte wahrnehmen, wie unwillig der Richter eine Voraussetzung der Unschuld von sich weise, er mußte sich dadurch verletzt fühlen. Empfindlich richtete er sich hoch auf, und sagte:

„Ich bin so wenig jetzt ein Entlastungszeuge als früher ein Belastungszeuge. Ich suche dem Gericht alle mögliche Aufklärung über meine Verhältnisse zu geben, das ist meine Pflicht, und sonst weiß ich nichts.“

„Das geht gut,“ dachte Daburon, „jetzt habe ich ihn gar beleidigt. Ich mache einen Fehler über den andern.“

„Hören Sie, wie es zuging,“ fuhr der Graf fort. „Gestern Abend sprach Albert von den unglückseligen Briefen, und entlockte mir auf schlaue Art die Wahrheit, denn er zweifelte noch, da Gerdy nur einen Theil des Briefwechsels besaß. Darauf entspann sich ein Streit unter uns Beiden. Er erklärte, daß er bereit sei, Noel seine Stellung

zu überlassen. Ich dagegen wollte mich mit Noel vergleichen, um jeden Preis. Albert wagte mir Widerstand entgegen zu setzen. Wie ich auch versuchte, ihn zu meinen Ansichten zu bekehren, er ließ sich nicht wankend machen. Vergebens suchte ich jene Saiten in ihm anzuschlagen, die ich als die empfindlichsten kannte — er blieb fest dabei, daß er sich zurückziehen wolle, selbst gegen meinen Willen, und zufrieden sei, wenn ich ihm einen bescheidenen Wohlstand sichere. Ich versuchte ihn durch die Erinnerung an eine Heirat zu erschüttern, die ihm sehr am Herzen liegt — und er antwortete mir, daß er im Einverständniß mit seiner Braut, Fräulein von Arlange, so gehandelt habe."

Dieser Name traf den Richter wie ein Donnerschlag. Er fuhr von seinem Sitze auf.

Doch schnell besonnen ergriff er einen Aktenstoß von seinem Schreibtische und hielt ihn dicht vor die Augen, als wolle er etwas Unleserliches entziffern.

Allmälig wurde ihm klar, welcher Aufgabe er sich unterzogen hatte. Er fühlte sich unsicher wie ein Kind, ihm fehlte die Ruhe, die geistige Klarheit, die ihn sonst stützte. Er fürchtete seine eigene Schwäche. Warum auch hatte er diese Untersuchung angenommen? Konnte er hier unparteiisch sein und alle seine eigenen Gefühle verleugnen?

Gern hätte er die Fortsetzung des Verhörs auf ein anderes Mal verschoben, aber er konnte nicht. Sein Gewissen sagte ihm, daß das ein neues Ungeschick wäre. Er fing also das peinliche Verhör wieder an.

„Die Gesinnung, die der Vicomte ausgesprochen, ist

allerdings recht schön, aber sagte er nichts von der Witwe Lerouge?"

„Ja, er sprach von ihr," entgegnete der Graf, als sei ihm bisher dieser Umstand entgangen.

„Er sagte Ihnen wahrscheinlich auch, daß das Zeugniß dieser Frau allein schon hinreichend sei, Noel's Anrecht zu statuiren."

„Ganz recht, das sagte er, und gründete darauf seinen Widerstand gegen meinen Willen."

„Es ist nothwendig, daß Sie mir so genau als möglich erzählen, was zwischen Ihnen und dem Vicomte vorgegangen. Ich bitte Sie daher, sich recht genau an seine Worte zu erinnern."

Der Graf gehorchte ohne Schwierigkeit. Seine übergroße Aufregung hatte sich gelegt, er vermochte wieder vollkommen klar zu denken.

Auch war ihm der Auftritt vom vorigen Abende noch bis auf das Geringste gegenwärtig. Der Tonfall von Albert's Worten wiederhallte noch in seinem Ohre, er sah im Geiste noch einmal seine ausdrucksvollen Züge.

Je lebhafter und genauer der Graf die Unterredung wiedergab, um so fester wurde Daburon's Ueberzeugung.

Was des Grafen Stolz und Freude gewesen, das empörte den Richter am meisten gegen Albert.

„Eine außerordentlich schlaue Komödie!" dachte er. „Tabaret ist entschieden hellsehend. Der junge Mann zeigt eine außerordentliche Kühnheit und eben so unbegreifliche Gewandtheit. Er ist ein Genie als Verbrecher; ein Wunder allein kann uns helfen ihn zu entlarven! Wie er Alles

vorhergesehen und vorbereitet hat! Wie merkwüdig kombinirt wieder dieser Auftritt mit seinem Vater ist, der ihm im schlimmsten Falle als Entlastungszeugniß dienen sollte!

„Jede seiner Bemerkungen sollte im Voraus einen Verdacht entkräften, aus allen seinen Worten leuchtet die entschiedene Absicht hervor. Dies Erwägen jedes einzelnen Umstandes ist ein Meisterwerk.

„Sogar die Zusammenkunft mit seiner Geliebten! Nichts fehlt. Ob er wohl wirklich Claire benachrichtigt hat? Wahrscheinlich.

„Ich könnte es von ihr selbst erfahren — allein ich müßte sie dann aufsuchen, mit ihr sprechen! Das arme Kind! Welch' ein Geschick, einen solchen Mann zu lieben! — Sein Plan wird mir jetzt ganz klar.

„Durch diese Unterredung mit dem Grafen hofft er sich herauszuwickeln. Sie verpflichtet ihn zu Nichts und läßt ihn Zeit gewinnen.

„Ohne unsere Dazwischenkunft hätte er wahrscheinlich die Descendenzfrage in die Länge gezogen, um sich endlich dem Willen seines Vaters zu ergeben. Er hätte sich sicher noch für seine Nachgiebigkeit belohnen lassen. Noel stand, bis er wiederkam, dem alten Grafen gegenüber — der ihm Alles in das Gesicht abgeleugnet und ihn mit aller Höflichkeit abgewiesen, oder, wenn es nicht anders ging, als Betrüger zur Thür hinausgeworfen hätte."

Sonderbar aber doch erklärlich ist die Thatsache, daß der Graf, indem er sprach, fast zu denselben Schlüssen, zu dem nämlichen Ideengange wie der Richter kam.

Er fand es selbst unerklärlich, weshalb Albert einen

solchen Werth auf Claudinens Zeugniß legte. Er erinnerte sich noch ganz wohl, daß er im Zorne zu seinem Sohne gesagt hatte:

„Ohne Grund handelt man nicht so uneigennützig.“

Jetzt erklärte sich die edle Uneigennützigkeit.

Daburon sagte, als der Graf zu Ende war:

„Ich danke Ihnen, Herr Graf. Ich kann Ihnen noch nichts Bestimmtes sagen, doch liegen Gründe vor, die vermuthen lassen, daß der Vicomte Albert in dieser Unterredung mit Ihnen als vollendeter Schauspieler eine gut gelernte Rolle spielte.“

„Und wie gut gelernt,“ murmelte der Graf, „hat er doch mich damit getäuscht, m i c h!“

Der Eintritt des Advokaten unterbrach das Verhör. Er trug eine dunkle Ledermappe.

Noel verbeugte sich vor dem Grafen; dieser stand auf und zog sich, aus Diskretion, an das andere Ende des Zimmers zurück.

„In diesem Portefeuille finden Sie alle Briefe,“ sagte Noel halblaut. „Entschuldigen Sie mich, daß ich forteile, der Zustand der Madame Gerdy wird immer bedenklicher.“

Bei den letzten Worten sprach Noel etwas lauter, so daß der Graf sie vernehmen konnte. Er erschrak und schien mühsam eine Frage zurückzudrängen, die ihm auf den Lippen schwebte.

„Sie müssen mir doch noch eine Minute Zeit schenken,“ entgegnete der Richter, stand auf, nahm Noel bei der Hand und führte ihn zu dem Grafen.

„Herr Graf von Commarin, ich habe die Ehre Ihnen Herrn Noel Gerdy vorzustellen."

Wahrscheinlich kam das dem Grafen nicht unerwartet, denn er blieb unerschütterlich, kein Muskel seines Gesichts zuckte. Noel erschrak, als treffe ihn der Schlag eines Hammers auf den Kopf — er wankte und suchte mit der Hand einen Stützpunkt in einer Stuhllehne.

Beide — Vater und Sohn — standen so einander gegenüber, scheinbar in ihre Gedanken vertieft; in der That maßen sie einander prüfend mit den Augen, Jeder bemüht, in des Andern Seele zu lesen.

Der Richter hatte sich eines ganz andern Erfolges von dem Kunstgriffe versehen, den er sich längst ausgedacht hatte. Er meinte eine rührende Szene herbeizuführen, wobei die Empfindung die kühle Reflexion übertäuben sollte.

Er sah im Geiste schon den Vater die Arme öffnen, den Sohn sich hineinstürzen und Beide einen Bund schließen, den die Gerichte nur zu bestätigen hätten.

Die Steifheit des Grafen und die Verwirrung des Advokaten machten seine Voraussetzungen zu nichte. Er meinte, dringender einschreiten zu müssen, und sagte in vorwurfsvollem Tone:

„So eben erkannten Sie doch an, Herr Graf, daß Herr Gerdy Ihr legitimer Sohn sei."

Der Graf antwortete nicht; fast hätte man glauben können, er habe nichts gehört, so unbeweglich blieb er. Noel nahm seinen ganzen Muth zusammen, und sprach zuerst.

„Ich zürne Ihnen nicht, Herr Graf," stammelte er.

„Sie können „Vater“ sagen,“ unterbrach ihn der stolze Alte mit einem Tone, der nichts von Rührung oder Zärtlichkeit vernehmen ließ. Und zum Richter gewendet, fuhr er fort:

„Kann ich Ihnen noch Etwas nützen?“

„Ich ersuche Sie, noch die Lesung Ihrer Aussage anzuhören und sie zu unterzeichnen, wenn Sie dieselbe der Wahrheit getreu finden. Lesen Sie, Constant.“

Der Schreiber schwenkte seinen Stuhl halb herum und begann. Er hatte eine ganz eigenthümliche Manier herzuschnattern, was er mit groben Zügen niedergeschrieben hatte. Er las sehr rasch, Alles in einem Zuge, ohne Interpunktionszeichen zu beachten, so lange sein Athem aushielt.

Wenn er zu Ende war, so holte er frisch Athem, und dann ging es wieder eben so an. Unwillkürlich dachte man an einen Taucher, der mitunter den Kopf über das Wasser erhebt, um Vorrath an Luft einzunehmen, und dann wieder darunter verschwindet.

Noel allein folgte der Vorlesung mit größter Aufmerksamkeit, so unverständlich sie auch erschien. Er erfuhr durch sie Mehreres, was für ihn von der größten Wichtigkeit war.

Endlich kam Constant bis zu den Schlußworten, die die Stelle des Eides vertreten, und die jede schriftliche Zeugenaussage in Frankreich beschließen.

Darauf reichte er dem Grafen die Feder, und dieser unterschrieb, ohne die geringste Einwendung zu machen.

Der Graf wandte sich hierauf an Noel.

„Ich bin etwas angegriffen. Sie, mein Sohn, müssen Ihren Vater bis zum Wagen unterstützen."

Der junge Advokat trat diensteifrig hinzu. Sein Gesicht strahlte, indem er des Grafen Arm unter den seinigen nahm.

Als sie hinaus waren, konnte der Richter seiner Neugier nicht gebieten.

Er eilte zu der Thür, bog den Kopf hinaus und blickte die Gallerie entlang.

Der Graf und Noel waren noch nicht am Ende angekommen; sie gingen langsam.

Der Alte schien sich nur mühsam fortzuschleppen; der Advokat ging mit kleinen Schrittchen nebenher, neigte sich zu dem Alten hinüber, und war sichtlich voll äußerster Sorgsamkeit.

Der Richter blieb auf seinem Lauscherposten, bis die Beiden um die Ecke bogen. Dann kehrte er an sein Bureau zurück und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Wenigstens habe ich heute einen Glücklichen gemacht," dachte er. „Der Tag ist nicht ganz verloren."

Doch die Stunden enteilten, er hatte keine Zeit mehr zu eitlen Reflexionen. Er wollte Albert so bald als möglich verhören, und er hatte zuvor noch einige Diener des Hauses Commarin zu befragen, auch den Rapport des Polizei-Kommissärs bei der Verhaftung entgegenzunehmen.

Die Diener wurden einzeln vorgeführt. Sie hatten eigentlich nichts Neues zu berichten, und dennoch waren ihre Aussagen fast alle für Albert kompromittirend. Es

war ganz leicht zu sehen, daß alle ihren Herrn für schuldig hielten.

Albert's Haltung und Benehmen seit dem ersten Erscheinen des Advokaten, seine unbedeutendsten Worte, seine gleichgiltigsten Bewegungen wurden erzählt, ausgelegt und besprochen.

Wer von dreißig Dienern beständig umgeben, befindet sich immer unter dem Mikroskop, wie ein Insekt bei dem Naturforscher.

Nichts entgeht einer solchen Umgebung, sie erräth sofort die Existenz jedes Geheimnisses, wenn es sich auch nicht gleich entziffern läßt. Dreißig Augenpaare sind den ganzen Tag bereit, die geringste Veränderung im Angesichte ihres Herrn zu studieren.

Der Richter besaß jetzt eine Menge jener Einzelnheiten, die an sich nichts bedeuten, und dennoch in der Folge die wichtigsten Lebensfragen werden können.

Als die Aussagen zusammengestellt waren, vermochte der Richter dem Angeklagten, vom Sonntage früh an, Stunde für Stunde zu folgen.

Am Sonntage hatte Albert, gleich nachdem sich Noel entfernte, Befehl gegeben, allen etwaigen Besuchern zu sagen, er sei auf das Land verreist.

Alle hatten sogleich die Bemerkung gemacht, daß der Vicomte entweder unwohl oder sehr unangenehm aufgeregt sein müsse.

Er war den ganzen Tag in seiner Bibliothek geblieben, und hatte sich das Diner dort serviren lassen. Er

hatte nur eine Suppe und ein wenig Fleischspeise zu sich genommen.

Während er speiste, hatte er zu dem Haushofmeister gesagt:

„Bemerken Sie doch dem Küchenmeister, daß er diese Sauce ein andermal stärker würzen möge."

Gleich darauf sagte er leise zu sich selber:

„Ach, wozu auch!"

Am Abende schickte er Alle fort, die den Dienst bei ihm hatten, mit den Worten:

„Geht nur, geht — amusirt Euch."

Er hatte entschieden verboten, daß einer von ihnen sein Zimmer betrete, wenn er nicht schelle.

Am Montag Morgen war er, der früh aufzustehen pflegte, erst um zwölf Uhr sichtbar geworden. Er klagte über heftigen Kopfschmerz und Neigung zum Erbrechen. Dennoch nahm er eine Tasse Thee zu sich. Er befahl seinen Wagen anzuspannen, und widerrief den Befehl gleich darauf. Lubin, sein Kammerdiener, hatte ihn sagen hören:

„Weshalb so lange zögern?"

Und kurz darauf:

„Ich muß ein Ende machen."

Darauf setzte er sich und schrieb.

Lubin erhielt darauf einen Brief an Fräulein Claire d'Arlange mit der Weisung, ihn nur an das Fräulein selbst, oder an deren Erzieherin, Fräulein Schmidt, abgeben zu lassen.

Einen zweiten Brief, mit zwei Banknoten von tausend Francs, erhielt der kleine Joseph, um ihn in dem Club,

den der Graf besuchte, an einen Herrn abzugeben. Dessen Namen erinnerte er sich nicht mehr — er war nicht von Stande.

Am Abende nahm der Graf nur eine Suppe, und blieb in seinem Zimmer eingeschlossen.

Am Dienstage war er früh Morgens auf. Er wanderte hin und her in seinen Zimmern, als lasse ihm irgend Etwas keine Ruhe, oder als erwarte er Etwas, was nicht kommen wolle.

Da er auch in den Garten kam, fragte ihn der Gärtner um seine Ansicht wegen der Zeichnung einer Rasenanlage. Er antwortete:

„Fragen Sie den Herrn Grafen, wenn er zurückkehrt."

Sein Frühstück war so frugal als das Nachtessen.

Gegen ein Uhr stieg er zu den Ställen hinab, und streichelte dort, mit traurigen Mienen, seine Lieblingsstute, die Norma.

„Armes Thier," sagte er, „meine arme Alte!"

Um drei Uhr brachte ihm ein Kommissionär einen Brief.

Der Graf nahm ihn und öffnete ihn hastig. Er stand gerade vor dem Blumen-Parterre.

Zwei Diener hörten deutlich, wie er sagte:

„Sie kann mir nicht widerstehen."

Er ging in das Haus und warf den Brief in das helle Kaminfeuer des Vorzimmers.

Um sechs Uhr hatte er sich eben zum Diner niedergesetzt, als zwei seiner Freunde, Herr von Courtivois und

der Marquis von Chouzé, die sich nicht abweisen lassen wollten, zu ihm eindrangen. Er schien außerordentlich verdrießlich darüber.

Die beiden Herren wollten ihn durchaus zu einer Vergnügungspartie mit sich fortreißen, er schlug es ihnen auf das Bestimmteste ab, indem er in den wichtigsten Angelegenheiten irgendwo bestellt sei.

An diesem Abende aß er etwas mehr als an den vorhergehenden Tagen. Er befahl sogar dem Kellermeister eine Flasche Château-Laffitte zu bringen, die er ganz austrank.

Er nahm seinen schwarzen Kaffee und rauchte dabei eine Zigarre im Speisesaale, was der Sitte des Hauses ganz entgegen war.

Um halb Acht — nach den Aussagen Josephs und zweier anderer Diener, indeß Lubin und der Schweizer sagten: um acht Uhr — ging der Vicomte zu Fuß vom Hause fort, mit einem Regenschirme.

Um zwei Uhr in der Nacht kehrte er heim, und schickte den Kammerdiener fort, der ihn erwartete, wie es sein Dienst erheischte.

Am Mittwoch früh verwunderte sich der Kammerdiener über den Zustand, in dem er seines Herrn Kleider fand. Sie waren feucht und mit Erde beschmutzt, das Beinkleid war zerrissen. Er wagte eine Bemerkung darüber zu machen. Der Vicomte jedoch antwortete sehr erzürnt.

„Werfen Sie den Fetzen in einen Winkel, und warten Sie erst ab, daß man ihn Ihnen gibt."

Er schien besser aufgelegt an diesem Tage. Während

er mit ziemlichem Appetit sein Frühstück verzehrte, fand ihn der Haushofmeister fast heiter von Aussehen. Er verbrachte den Nachmittag in der Bibliothek, und verbrannte dort ganze Haufen Papiere.

Am Donnerstage schien er abermals sehr leidend zu sein, so daß er fast seinem Vater nicht entgegen fahren konnte.

Am Abende, nach dem heftigen Auftritt mit seinem Vater, war er in beklagenswerthem Zustande, als er hinauf in seine Zimmer ging. Lubin wollte den Arzt holen, er verbot es ihm, und befahl, Niemandem von seinem Unwohlsein zu sagen.

So lautete, in kurzem Auszug, was die Diener des Hauses Commarin zu sagen hatten. Der lange Schreiber schrieb zwanzig lange Seiten, und blickte nicht einmal auf, als die Zeugen in glänzender Livrée bei ihm vorbei defilirten.

Daburon hatte in Zeit von zwei Stunden die sämmtlichen Verhöre der Dienerschaft bewerkstelligt.

Diese Leute alle wußten recht gut, welche Wichtigkeit ihre Worte für ihren Herrn haben konnten, und dennoch waren sie alle erstaunlich wortreich; ihre einmal entfesselte Zunge war kaum wieder in Schranken zu weisen. Aus Allem, was sie sagten, ging klar hervor, daß der Vicomte ein guter Herr sei, leicht zu bedienen, wohlwollend und höflich gegen Jeden. Dennoch waren seltsamer Weise kaum drei unter ihnen, denen das Unglück, das über die Familie ihres Herrn hereingebrochen, einigermaßen zu Herzen ging.

Nur zwei waren wirklich traurig. Lubin aber, der in Vielem bevorzugt worden, befand sich nicht unter diesen.

Jetzt kam der Polizei-Kommissär an die Reihe, der die Verhaftung des jungen Grafen vollzogen. Er bestätigte, was schon Tabaret vorher berichtet hatte, und betonte ebenfalls das Wort: „verloren!" das dem jungen Manne entschlüpft war. Auch er meinte, darin läge schon fast ein Geständniß.

Er legte darauf alle bei dem Vicomte Commarin vorgefundenen Gegenstände vor dem Untersuchungsrichter nieder.

Dieser prüfte die Gegenstände sorgfältig, verglich sie sorgsam mit den von La Jonchère mitgebrachten, und schien befriedigter, als er noch an dem Tage gewesen.

Er legte selbst alle diese materiellen Beweise auf seinen Schreibtisch nieder, und warf einige große Bogen von dem zu Akten verwendeten groben Papiere über sie.

Der Tag nahte seinem Ende, und Daburon hatte nur gerade noch Zeit, den Angeklagten vor Einbruch der Nacht noch zu verhören. Weshalb sollte er auch länger zögern? Er hatte Beweise in Händen, genug, um zehn Personen aburtheilen und hinrichten lassen zu können. Er konnte mit so vernichtenden Waffen der Ueberlegenheit Albert erwarten, daß dieser, wenn er bei Verstande war, jede Vertheidigung aufgeben mußte.

Und dennoch — noch zu dieser feierlichen Stunde, verließ ihn der Muth, seine sonstige Sicherheit. Woher diese Schwäche? Das war ihm unbegreiflich.

Er besann sich noch zu rechter Zeit, daß er seit dem

Abends Nichts zu sich genommen, und schickte eilig um eine Flasche Wein und etwas Zwieback. Er meinte, sein Mangel an Muth habe wohl im ermattenden Körper seinen Grund. Er leerte sein Glas, und sagte in der Zerstreuung zu sich selber:

„Ich werde also jetzt vor dem Grafen Commarin erscheinen."

Wäre der Moment nicht ein so ernster gewesen, er hätte über das qui pro quo lachen müssen — jetzt nahm er sein eigenes Wort für einen Wink der Vorsehung.

„Gut," sagte er zu sich, „das soll meine Strafe sein."

Ohne sich weiter Zeit zur Ueberlegung zu lassen, gab er Befehl, den Vicomte Commarin herein zu führen.

XII.

Albert befand sich, nachdem er so plötzlich verhaftet worden, in einer Art von Betäubung, der er sich nicht zu entreißen vermochte.

Aus ängstlichen Träumen weckte ihn die rauhe Stimme des Polizei-Kommissärs mit seinem: „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie," und sein Geist, so gewaltsam gezwungen, das Unmögliche zu begreifen, verlor sein Gleichgewicht auf lange.

Er ließ mit sich machen, was die fremden Männer wollten, Alles schwamm im Nebel um ihn her.

Mechanisch antwortete er auf ihre Fragen, ohne über den Sinn ihrer Worte nachzudenken. Dann nahmen ihn zwei Agenten der Polizei unter den Arm, und führten ihn über die breite Stiege seines Hauses hinab. Er hätte nicht allein gehen können, seine Füße knickten ein unter ihm. Nur die Aeußerung des Dieners, den alten Grafen habe der Schlag getroffen, fiel ihm auf; später vergaß er auch diese wieder.

Die Polizeimänner hoben ihn in einen Fiaker, der

schon im Hofe wartete. Sie ließen ihn auf dem Vordersitze nieder, und zwei Vertraute setzten sich ihm gegenüber. Der Dritte stieg neben dem Kutscher auf, und der Wagen setzte sich in Bewegung.

Albert lehnte in dem schmutzigen Wagen, unfähig über seine Lage nachzudenken. Sein Körper gab den Stößen des alten Kastens nach, sein Kopf schwankte willenlos mit.

Im Geiste schwebte ihm die Witwe Lerouge vor. Er sah sie vor sich, wie sie ihm erschien, als er das letzte Mal mit seinem Vater in La Jonchère war. Es war im Frühlinge, die Hecken blühten und dufteten. Die alte Frau stand, eine weiße Haube auf dem Kopfe, in der Thür ihres Gärtchens, und hob bittend die Hände auf, indem sie zu seinem Vater redete. Er hörte sie strengen Blickes an, zog schließlich seine Geldtasche, und gab ihr Goldstücke in die Hand.

Der Wagen hielt, und Albert wurde herausgehoben und in einen dunkeln, dumpfigen Saal geführt.

Hier saß der Gerichtsschreiber, der das Verhaftungsprotokoll zu führen hatte. Er stellte die üblichen Fragen, die Albert maschinenmäßig beantwortete.

Seine Seele war abwesend, sie schwelgte in der Erinnerung an die erste Zeit seiner Liebe. Er wußte damals noch nicht, ob er wieder geliebt werde. Er traf Claire von Arlange zuweilen bei dem alten Fräulein Goello, seiner Tante. Diese Dame war eine leidenschaftliche Hundeliebhaberin. Alle ihre vierbeinigen Freunde, die ihre Begleiter durch die Steppe des ehelosen Lebens waren, hatte

sie ausstopfen lassen, und erzählte gern ihre Lebensgeschichten. Was es auch Wunderbares und Gräuliches von ihnen zu berichten gab, treu waren sie alle zum Gegensatz der treulosen Männer.

Wie oft hatte Albert mit Claire bis zu Thränen gelacht über die Hunde!

Jetzt wurde er durchsucht.

Rohe Hände griffen an seinem ganzen Körper herum — diese Behandlung brachte ihn doch etwas zu sich. Sein Zorn erwachte.

Doch es war schon vorüber. Sie nahmen ihn wieder unter den Arm, und führten ihn durch lange, finstere Korridore, wo es ihn kalt und feucht anwehte. Eine Thür wurde geöffnet, und er in ein kleines Zimmer gebracht. Seine Begleiter entfernten sich, und Schlösser und Eisenriegel rasselten zu.

Er war Gefangener, und zwar in Folge besonderer Befehle — insgeheim.

Seine erste Empfindung war eine Erlösung von bisher erduldeter Pein — er war allein. Er hörte nicht mehr das Flüstern um ihn her, nicht mehr die scharfen Stimmen, die dreisten Fragen.

Tiefe Stille herrschte um ihn her. Ihm war, als wäre er auf immer von der menschlichen Gesellschaft getrennt, als sollte er einen Vorgeschmack des Todes empfinden. Der Mattigkeit, der sein Geist wie sein Körper erlag, konnte er jetzt ungestört nachgeben.

Sein Auge suchte einen Sitz. Da bemerkte er, dem Fenster gegenüber, ein dürftiges Bett. Eilig schritt er darauf

zu, als habe er einen Hafen der Ruhe gefunden, warf sich darauf nieder, und streckte sich bequem aus. Ihn fröstelte. Er nahm die grobe, wollene Decke, wickelte sich darein, und schlief gleich darauf wie ein Todter.

Vor seiner Thür waren zwei Polizeidiener postirt, der eine noch jung, der andere schon grau von Haaren. Sie horchten und lauschten abwechselnd durch das kleine Guckloch, das in der Thür angebracht war.

Sie beobachteten jede Bewegung, jede Miene des Gefangenen.

„Ach Gott, der ist aber wie ein Lappen!“ flüsterte der junge Polizeidiener. „Wenn man nicht mehr Courage hat, so sollte man ja bei der Ehrlichkeit bleiben. Der hat ja nicht einmal die Kraft, zu seinem letzten Gange sich sauber anzuziehen. Meinen Sie nicht auch, Herr Balan?“

„Es kommt darauf an,“ erwiederte der Alte. „Das wird sich erst zeigen. Lecoq sagte mir, er sei ein hart gesottener Sünder.“

„Da sehen Sie nur, er macht sich das Bett zurecht, er legt sich nieder. Möchte er vielleicht schlafen? Das müßte wohl ein vortrefflicher Schlaf werden. Nun, das habe ich noch nicht gesehen.“

„Sie haben bisher nur mit unbedeutenden Arrestanten zu thun gehabt, aber ich verkehrte bereits mit großen Verbrechern, und kann Ihnen sagen, daß sie alle sich ähnlich betragen. Gleich nach ihrer Einsperrung waren sie ganz weg, und ihr Muth beim Teufel. Bis zum folgenden Morgen hatten sie sich schon besonnen.“

„Weiß Gott, mir scheint er schläft. Das ist wirklich komisch!"

„Im Gegentheil, ich finde das ganz natürlich. Seit er die Unthat begangen, hatte der Mann den Teufel im Leibe, er hatte weder Ruhe noch Rast. Jetzt ist Alles entdeckt, er weiß, was er zu erwarten hat, und das ist auch eine Art Ruhe."

„Sie sind ein Spaßvogel, Herr Balan — das nennt er Ruhe!"

„Warum nicht? Gibt es eine größere Qual als Angst und Ungewißheit? Die schlimmste Gewißheit ist besser. Wenn Sie ein reicher Mann wären, so wüßte ich gleich ein Mittelchen, Sie zu meiner Ansicht zu bekehren. Ich sagte: Reisen Sie einmal nach Homburg zum Hazardspieltische, und setzen Sie dort Ihr ganzes Vermögen auf eine Karte. Nachher sollen Sie mir erzählen, was Sie empfanden, so lange die verhängnißvolle Kugel unterwegs war. Sehen Sie, das ist gerade, als zwickten glühende Zangen das Hirn, das ist, als gösse man Ihnen siedendes Blei statt Mark in die Knochen. Es ist so entsetzlich, daß man aufathmet, wenn es nur vorüber ist, selbst wenn dann Alles verloren ist. Man hat dann Aussichten, Glück und Bequemlichkeit — Alles verloren, aber wenigstens ist es doch entschieden."

„Nein wirklich, Herr Balan, man sollte meinen, Sie hätten das Alles selbst durchgemacht!"

„Leider, leider ist meine Liebe für die Pique-Dame — eine unglückliche Leidenschaft — schuld daran, daß ich jetzt hier mit Ihnen stehen und durch das Guckfensterchen schauen

muß. Unser Arrestant wird übrigens jetzt seine zwei Stunden schlafen, beobachten Sie ihn scharf, ich werde im Hofe indeß meine Zigarre rauchen."

Albert schlief vier Stunden. Als er erwachte, fühlte er seinen Kopf freier, als er seit seiner Unterredung mit Noel gewesen. Als er jetzt mit kaltem Blute seine Lage überblickte — es war wohl ein peinvoller Augenblick.

„Jetzt heißt es, sich nicht entmuthigen lassen," redete er sich selbst zu.

Gern hätte er gleich Jemanden gesehen, gesprochen, er hätte sich gern verhören lassen, um eine Gelegenheit zu finden, sich auszusprechen. Er wollte rufen.

„Wozu auch," sagte er sich. „Sie werden schon kommen."

Er wollte nach der Uhr sehen, und bemerkte erst jetzt, daß man ihm seine Uhr genommen hatte. Dieser kleine Umstand war ihm sehr peinlich. Sie behandelten ihn also wie den gemeinsten Verbrecher! Er untersuchte seine Taschen: alle waren sorgfältig ausgeleert. Dann fiel ihm ein, wie zerstört wohl seine äußere Erscheinung sein müsse — er suchte sich, so gut es ging, in seine gewöhnliche Verfassung zu bringen. Er staubte seine Kleider ab und zog sie zurecht, richtete seinen Hemdkragen und knüpfte seine Kravatte, goß dann Wasser auf einen Zipfel seines Taschentuchs und feuchtete damit sein Gesicht an, seine Augen, die ihn schmerzten. Zuletzt ordnete er seine Haare, seinen Bart. Er ahnte nicht, daß er von vier Luchsaugen dabei beobachtet werde.

„Unser Hahn hebt schon den Kamm und plustert seine Federn wieder auf," sagte der jüngere Polizeimann.

„Ich sagte es ja, er wird sich schon wieder besinnen; halt, jetzt hat er Etwas geredet, glaube ich."

Es gelang den Lauschern nicht, eine Bewegung, ein hingeworfenes Wort aufzufangen, durch die das geschreckte Gewissen sich verräth, wenn es sich unbeobachtet glaubt. Nur einmal vernahmen sie das Wort „Ehre" aus dem Wenigen, was Albert mit sich selbst sprach.

„Im Anfange reden sie Alle von Ehre," brummte Balan, „da liegt ihnen noch gewaltig viel an der Meinung ihrer Freunde und der Theilnahme des Publikums, die sie erhalten möchten. Erst später denken sie daran, ob es auch um ihren Kopf geht. —"

Die Gendarmen, die Albert abzuholen kamen, um ihn vor den Untersuchungsrichter zu führen, fanden ihn zu Füßen seines Bettes sitzend, die Arme auf die Knie gestützt, das Gesicht in den Händen vergraben.

Sobald sie eintraten, stand er auf und kam ihnen entgegen.

Doch sein Hals war so trocken, daß er nicht zu reden vermochte.

Er wandte sich zurück zu dem kleinen Tische im Gefängnisse, schenkte sich Wasser ein und trank zwei große Gläser voll.

„Ich bin bereit," sagte er darauf.

Mit festem Schritte folgte er den Gendarmen, die ihn durch die Gänge führten.

Daburon saß unterdessen wie auf glühenden Kohlen.

Er maß das Zimmer mit unruhigen Schritten, und erwartete seinen Angeklagten. Abermals übermannte ihn Unzufriedenheit mit sich selber, daß er sich auf die Untersuchung eingelassen.

„Warum auch hielt ich es für eine Ehrensache, sie nicht von mir zu weisen! Was ich mir auch vorrede, um mich in der einmal angenommenen Stellung zu bestärken, es ist doch Unrecht. Ich bin dem jungen Manne gegenüber nicht vorurtheilsfrei, ich kann thun was ich will. Ich hasse ihn. Ich bin sein Richter, und doch muß ich mir sagen, daß ich ihn ermorden wollte. Sein Leben hing an einem Druck meiner Pistole, und was hielt mich eigentlich ab, daß ich nicht losdrückte? Weiß ich es selbst? Welche Macht regierte meinen Finger, daß der Schuß nicht losging? Wie leicht konnte es geschehen, daß ich als Mörder ihm gegenüber stand! Wenn der Gedanke bestraft würde wie die That, so müßte ich gerichtet werden. Und mit dem Bewußtsein soll ich ihn verhören?"

Er ging an der Thür vorüber, und hörte den schweren Tritt der Gendarmen in der Gallerie.

„Da ist er," sagte er laut.

Eilig nahm er seinen Platz hinter seinem Schreibtische wieder ein, und vergrub sich hinter Akten.

Der lange Schreiber hätte wohl seine eigenen Gedanken bei alledem haben können, wenn er seinen Chef beobachtet hätte. Doch er war in seine Rechnungen vertieft, und merkte auf Nichts.

Albert trat mit sicherer Haltung in das Zimmer des Untersuchungsrichters. Man sah seinem Gesicht die Ueber-

müdung, die bestandenen Schmerzen an, er war sehr blaß, doch sein Auge leuchtete in unveränderter Klarheit.

Die gewöhnlichen Fragen erfolgten. Daburon konnte sich, während sie dauerten, an Albert's Anblick gewöhnen.

Glücklicher Weise hatte er sich längst einen Plan vorgezeichnet, dem er jetzt nur zu folgen brauchte.

„Wissen Sie schon, mein Herr,“ begann er höflich, „daß Sie kein Anrecht auf den Namen haben, den Sie bisher geführt?“

„Ich weiß es, ich bin der natürliche Sohn des Grafen Commarin. Ich weiß auch, daß mein Vater mich nicht adoptiren kann, auch wenn er wollte, da ich während seiner Ehe geboren bin.“

„Welchen Eindruck machte Ihnen diese Entdeckung?“

„Ich muß offen gestehen, daß ich heftigen Kummer darüber empfand. Ein Fall von solcher Höhe kann nicht ohne Schmerz und Erschütterung vor sich gehen. Dennoch fiel es mir keinen Augenblick ein, Herrn Noel Gerdy's Rechte zu bestreiten. Ich war entschlossen, wie ich es noch bin, zu verschwinden, und habe es auch dem Grafen erklärt.“

Diese Antwort hatte Daburon erwartet, sie konnte seinen Argwohn nur bestätigen. Sie paßte ganz in das Vertheidigungssystem, das er vorausgesehen. Jetzt galt es nur, ihn von dem vorgezeichneten Wege zu sprengen.

„Sie konnten freilich keinen Prozeß anfangen, denn obwohl Ihr Vater und Ihre Mutter für Sie gesprochen hätten, so hatte doch der Advokat Gerdy das Zeugniß der

Witwe Lerouge für sich, wodurch allein Sie den Prozeß verloren hätten."

„Ich habe das gleich eingesehen."

„Deshalb auch klagt Sie das Gericht an, daß Sie, um das einzige untrügliche Zeugniß zu vernichten, die Witwe Lerouge ermordet haben."

Der Richter sah Albert mit seinen durchdringenden Augen an, als er ihm die schreckliche Beschuldigung, mit ernstem, gewaltigem Ausdruck im Tone, in das Gesicht warf. Dieser ertrug sie ruhig, ohne jede leidenschaftliche Aeußerung, sein Gesicht blieb unverändert.

„Vor Gott und bei Allem, was mir heilig ist, schwöre ich Ihnen, daß ich dieses Verbrechen nicht begangen habe. Ich bin ein Gefangener, Niemand darf zu mir kommen, mir beizustehen, ich weiß mir von der Außenwelt keine Hilfe gegen die schreckliche Anklage zu verschaffen, und appellire daher an Sie, an Ihre Gerechtigkeit, Ihre Billigkeit, damit Sie mir helfen, meine Unschuld zu beweisen."

„Welche Verstellung!" dachte der Richter. „Ist es möglich, daß auch der Verbrecher solche Sprache führen kann?"

Er durchblickte einige Aktenstöße, las einige der früher gesammelten Zeugenaussagen, und bezeichnete sich einige Blätter, deren er sich bei Gelegenheit bedienen wollte. Plötzlich fragte er:

„Als Sie verhaftet wurden, riefen Sie aus: „Ich bin verloren!" Was meinten Sie damit?"

„Ich erinnere mich in der That, daß ich das gesagt habe. Als ich erfuhr, wessen man mich beschuldige, und

die Bestürzung mich äußerlich übermannte, fuhr es wie ein Blitzstrahl in mein Inneres, der mir meine eigene Lage mit einem Male klar beleuchtete. Ich erkannte die ganze Wucht der Anklage, ich begriff ihre Wahrscheinlichkeit, ich sah ein, wie schwer es mir werden würde, mich zu vertheidigen. Es war als riefe mir eine Stimme zu: „Wem konnte denn Claudinens Tod Vortheil bringen?" So entriß mir die Größe der Gefahr die Worte, die Sie eben erwähnten."

Die Erklärung hatte viel Wahrscheinliches für sich, und Daburon bewunderte Albert's Geistesgegenwart und die Kraft dieses verworfenen Charakters, der jede Antwort im Voraus bereit hatte.

„Allerdings scheint es gewiß, daß Niemand als Sie einen entschiedenen Vortheil aus dem Tode der Ermordeten ziehen konnte. Wir sind um so mehr überzeugt, da wir wissen, hören Sie wohl, bestimmt *wissen*, daß von einem Diebstahl hier keine Rede sein kann. Das Packet, was in den Fluß geworfen wurde, ist gefunden; wir wissen, daß alle Papiere bei der Witwe Lerouge verbrannt wurden. Konnten sie wohl irgend Jemanden schaden als Ihnen? Wissen Sie Jemanden, so sagen Sie es."

„Was soll ich Ihnen darauf antworten? Nichts."

„Waren Sie oft bei dieser Frau?"

„Drei- oder viermal, mit meinem Vater."

„Ein Kutscher Ihres Hauses behauptet, Sie wenigstens zehnmal dorthin gefahren zu haben."

„Der Mann irrt sich. Welche Wichtigkeit kann außerdem der Zahl der Besuche beigelegt werden?"

„Kennen Sie die Beschaffenheit ihrer Wohnung, erinnern Sie sich daran?"

„Ganz genau. Das Haus hat zwei Zimmer; Claudine schlief in dem hinteren."

„Es steht demnach fest, Sie waren der Witwe Lerouge nicht unbekannt. Wenn Sie zum Beispiel eines Abends spät an ihren Fensterladen geklopft hätten, meinen Sie, daß sie Ihnen aufgemacht hätte?"

„O, ganz gewiß; sie hätte nicht gezögert."

„Waren Sie dieser Tage krank?"

„Wenigstens sehr unwohl war ich, allerdings. Mein Körper erlag dem Gewicht einer schweren Prüfung. Ich gab jedoch meiner Schwäche nicht nach."

„Warum verboten Sie Ihrem Kammerdiener Lubin den Arzt holen zu lassen?"

„Was konnte denn ein Arzt bei meinem Leiden helfen? Lag es in seiner Macht, mir das Glück wiederzugeben, das ich verloren hatte?"

„Man sagt, daß Sie seltsame Reden ausgestoßen, daß Sie gleichgiltig gegen alle Vorgänge des Hauses geworden, und Papiere, namentlich Briefe, verbrannt haben."

„Ich hatte beschlossen, das Haus zu verlassen — das erklärt Alles."

Jede Frage des Richters beantwortete Albert rasch, ohne Verlegenheit, sicher und offen Seine Stimme bebte nicht, sie hatte ihren sonstigen, wohlthuenden Klang, ihre ruhige Fülle.

Daburon hielt für angemessen, einen andern Ton anzuschlagen. Auf diese Art kam er nicht weiter. Er hatte

es mit einem überlegenen Gegner zu thun, der jeden seiner Streiche geschickt parirte. Er mußte auf andere Weise versuchen ihn einzuschüchtern oder ihm den Weg abzuschneiden. Er sagte plötzlich:

„Erzählen Sie mir doch genau, was Sie am letzten Dienstage von sechs Uhr Abends bis Mitternacht gethan haben?"

Zum ersten Male schien Albert in Verlegenheit zu kommen. Sein Blick, der bis dahin so offen den Richter gesucht, haftete am Boden.

„Am Dienstage Abends," stammelte er, als wolle er indessen Zeit gewinnen.

„Jetzt habe ich ihn!" jubelte Daburon innerlich. „Ja, von sechs Uhr bis Mitternacht," fügte er laut hinzu.

„Ich gestehe, daß ich Sie kaum werde befriedigen können, denn ich erinnere mich nicht genau," antwortete Albert.

„Sagen Sie mir das nicht," unterbrach ihn der Richter. „Wenn ich Sie fragte, was Sie an irgend einem Tage oder Abende vor drei Monaten gethan, so wäre Ihr Zögern erklärlich. Aber ich frage Sie, was Sie am Dienstage gethan, und heute haben wir Freitag. Auch war es der Fastnachts-Dienstag, der letzte Tag des Karneval — vielleicht leitet dieser Umstand Ihr Gedächtniß auf die rechte Spur."

„Ich war aus an jenem Abende," murmelte Albert.

„Gut, drücken wir uns bestimmter aus. Wo haben Sie gespeist?"

„Zu Hause, wie gewöhnlich."

„Nein, nicht wie gewöhnlich — denn Sie ließen sich eine Flasche Bordeaux bringen und tranken sie aus. Sie bedurften wahrscheinlich einer Stärkung, um Ihr Vorhaben ausführen zu können."

„Ich hatte nichts Besonderes vor," antwortete der Angeklagte mit sichtlicher Unsicherheit.

„Sie irren sich. Zwei Ihrer Freunde kamen, um Sie abzuholen, und Sie antworteten ihnen, daß eine unabweisliche Zusammenkunft Sie hindere."

„Es war nur eine Ausrede, um mich auf höfliche Art von ihnen loszumachen."

„Weshalb wollten Sie sich von ihnen losmachen?"

„Verstehen Sie mich denn darin nicht? Ich war entschlossen, zu entsagen, jedoch keineswegs getröstet über meinen Verlust. Ich mußte mich erst an das schwere Los gewöhnen. Sucht man denn nicht bei jedem ernsten Leide die Einsamkeit?"

„Die Anklage sagt, daß Sie allein bleiben wollten, um sich nach La Jonchère zu begeben. Sie hatten am Tage sich geäußert: „Sie kann mir nicht widerstehen." Worauf bezog sich diese Aeußerung?"

„Auf eine Person, der ich am Abende vorher geschrieben hatte, und von welcher ich eine Antwort erhalten. Als ich das sagte, muß ich den Brief noch in der Hand gehabt haben, der mir überbracht worden war."

„Der Brief war also von einer Dame?"

„Ja."

„Was thaten Sie mit diesem Briefe?"

„Ich habe ihn verbrannt."

„Diese Vorsicht läßt voraussetzen, daß sie fürchteten, durch ihn kompromittirt zu werden."

„Keineswegs, er behandelte ganz persönliche Dinge."

Der Brief mußte von Fräulein von Arlange kommen, Daburon war dessen gewiß.

Sollte er fragen und den Namen aussprechen hören, der so schmerzliche Erinnerungen in ihm wachrief?

Er wagte es, beugte sich tief über seinen Schreibtisch, damit Albert sein Gesicht nicht sehen sollte, und fragte:

„Von wem war der Brief?"

„Von einer Person, die ich nicht nennen kann."

„Ich muß Ihnen sagen, mein Herr, daß Ihre Anklage keine leichte ist," sagte Daburon, sich hoch aufrichtend. „Erschweren Sie Ihre Lage nicht noch mehr durch Ausweichen und Verschweigen. Sie müssen ohne jeden Rückhalt sprechen."

„Ueber meine Angelegenheiten — ja! über die Anderer — nein."

Diese letzte Antwort gab Albert in trockenem, abweisendem Tone. Er war betäubt, in die Enge getrieben durch das unaufhaltsame Vorgehen des Untersuchungsrichters und seine Fragen, die ihm keine Zeit zum Besinnen ließen. Sie drangen auf ihn ein wie die unbarmherzigen Schläge des Schmiedes auf das glühende Eisen, das er formen will, ehe es erkaltet.

Dieses Auflehnen seines Angeklagten beunruhigte ernstlich den Richter. Es störte ihn außerordentlich, daß hier Tabaret's Voraussage nicht eintraf, als ob der alte Polizeimann unfehlbar gewesen wäre.

Tabaret hatte ein Alibi prophezeit, gegen das man nicht aufkommen könne, und dieses Alibi erwartete Daburon vergebens. Was war die Ursache? Hatte der schlaue Betrüger vielleicht noch Besseres vorgesehen als das? Worauf stützte sich denn diese Sicherheit? Wahrscheinlich lauerte da noch eine besondere Kriegslist im Hintergrunde.

„Sachte, ich habe ihn noch nicht," dachte der Richter. Laut fuhr er fort:

„Also weiter. Was haben Sie nach dem Speisen gethan?"

„Ich bin ausgegangen."

„Nicht sogleich. Nachdem Sie den Wein ausgetrunken, rauchten Sie im Speisesaale, was Ihren Leuten außergewöhnlich vorkam. Welche Sorte Zigarren rauchen Sie gewöhnlich?"

„Trabucos."

„Bedienen Sie sich nicht gewöhnlich einer Zigarrenspitze?"

„Ja," antwortete Albert, über diese Art von Fragen verwundert.

„Um welche Zeit gingen Sie aus?"

„Ungefähr um acht Uhr."

„Hatten Sie einen Regenschirm?"

„Ja."

„Wohin gingen Sie?"

„Ich ging spazieren."

„Allein, ohne Ziel, den ganzen Abend?"

„Ja."

„Bezeichnen Sie mir Ihren Weg genau."

„Das ist eben sehr schwierig. Es war mir nur um Bewegung, um frische Luft zu thun; ich strebte die Betäubung abzuschütteln, die seit drei Tagen auf mir lastete. Ich weiß nicht, ob Sie diesen Zustand kennen, ich hatte den Kopf verloren. Ich ging und ging, durch Straßen und über Plätze ...“

„Das ist Alles sehr unwahrscheinlich,“ unterbrach ihn der Richter.

Daburon konnte recht gut wissen, daß das wenigstens möglich war. Irrte er nicht auch einst eine ganze Nacht planlos durch die Straßen von Paris? Was hätte er wohl antworten sollen, wenn man ihm am Morgen gefragt hätte: „Wohin gingen Sie?“ Doch dieser Zustand kam ihm jetzt nicht zum Bewußtsein, diese Aengste lagen weit hinter ihm. Das Ziel, den Angeklagten zu fangen, verfolgte Daburon mit aller Hitze des Kampfes, mit aller Leidenschaft.

Er war so ganz Untersuchungsrichter, wie jener Fechtmeister, der, mit seinem besten Freunde fechtend, beim Geräusch der Klingen in Eifer kam, nur an seine Kunst dachte, und ihn erstach.

„Sie können mir also Niemanden nennen, den Sie begegneten, und der Ihnen bezeugen könnte, daß er Sie gesehen? Sie sprachen mit keinem Menschen? Sie traten nirgends ein, sei es in ein Kaffeehaus oder Theater, nicht einmal bei einem Tabakhändler, um Ihre Zigarre anzuzünden?“

„Ich trat nirgends ein.“

„Mein Herr, das ist ein Unglück für Sie, ein großes

Unglück, denn — ich muß Ihnen sagen, daß an diesem Dienstag-Abende, zwischen acht und zwölf Uhr, die Witwe Lerouge ermordet worden ist. Die Untersuchung hat genau die Stunde festgestellt. Ich ersuche Sie in Ihrem eigenen Interesse, nachzudenken, Ihrem Gedächtnisse Angaben über diese Zeit abzudringen.“

Die Angabe über Tag und Stunde der Mordthat schien Albert zu erschüttern. Er schlug mit verzweifelter Geberde die Hand an die Stirn, antwortete jedoch ruhig und bestimmt:

„Ich bin recht unglücklich; kann Ihnen jedoch keine näheren Angaben machen.“

Daburon erstaunte immer mehr. Was? gar kein Alibi? gar Nichts? Das konnte weder ein Vertheidigungssystem, noch eine Falle sein. Wäre denn der Mann wirklich so unangreifbar? Es mußte wohl so sein. Vielleicht war er nur unvorgesehen auf diese Art von Vertheidigung, da er nicht für möglich gehalten, daß die Justiz auf ihn verfalle. Allerdings verfiel sie nur durch die Vermittlung des seltsamsten Zufalls auf ihn.

Der Richter nahm die großen Papierblätter hinweg, die jene bei Albert vorgefundenen Beweisstücke bedeckten, und sagte:

„Wir wollen jetzt zur Prüfung der Beweisstücke übergehen, die wider Sie vorliegen. Treten Sie näher. Erkennen Sie an, daß diese Gegenstände Ihnen zugehören?“

„Ja, das Alles gehört mir.“

„Gut. Betrachten wir zuerst diesen Degen. Wer hat ihn zerbrochen?“

„Ich, bei meinen Fechtübungen mit Herrn von Courtivois, er kann das bestätigen."

„Ich werde ihn darum befragen. Was ist aus dem abgebrochenen Ende geworden?"

„Das weiß ich nicht. Darüber müssen Sie Lubin, meinen Kammerdiener, befragen."

„Das ist bereits geschehen. Er erklärte, daß er das Stück vergebens gesucht, und es nirgends habe auffinden können. Ich muß Ihnen bemerken, daß die Ermordete mit einem besonders geschärften Degen gestochen worden ist. Das Stück Zeug, woran der Mörder seine Waffe abgewischt, liefert den Beweis."

„Ich muß Sie bitten, Herr Richter, die genaueste Durchsuchung meiner Zimmer anzuordnen. Es ist unmöglich, daß die andere Hälfte dieses Degens nicht darin aufgefunden werden könne."

„Ich werde Befehle geben. Sehen Sie jetzt auf diesem Papiere die genau nachgeahmte Form der Fußtapfen des Mörders. Sehen Sie hier einen Ihrer Stiefel — ich setze ihn auf die Fußspur, der er sich mit der größten Genauigkeit einfügt. Nicht allein die Umrisse, auch die innere Gestalt trifft genau zu."

Albert folgte allen Bewegungen des Richters mit sorgenvoller Aufmerksamkeit. Es war ersichtlich, daß seine innere Angst zunahm. War es das Schuldbewußtsein eines Verbrechers, das ihn überwältigte, wo er nicht mehr zu entrinnen hoffen konnte? Auf alle Bemerkungen des Richters antwortete er mit dumpfer Stimme:

„Es ist wahr, es ist vollkommen wahr."

„Sehen Sie das ein? Nun, warten Sie noch ein wenig, ehe Sie sich verantworten. Der Mörder hatte auch einen Regenschirm. Da dieser auf feuchter Erde mit der Spitze eingedrückt, als Stütze gedient hat, so sehen Sie hier das Stückchen Thon, worin sich das Muster der Zwinge abgedrückt hat, die den Stoff hält. Halten Sie Ihren Regenschirm dagegen, und sagen Sie mir, ob diese Zwinge nicht genau dieselbe Form, dasselbe Muster hat."

„Diese Dinge werden übrigens in Massen fabrizirt."

„Gut, lassen wir das bei Seite. Sehen Sie dieses Zigarrenende, welches auf dem Schauplatze des Verbrechens gefunden wurde, und sagen Sie mir, welcher Gattung es angehört und wie es geraucht wurde."

„Es ist eine Trabucos und in einer Zigarrenspitze geraucht worden."

„Wie diese, nicht wahr?"

Dabei wies Daburon auf die Zigarren und Zigarrenspitzen von Bernstein und Meerschaum, die Albert's Bibliothek entnommen waren.

„Ein seltsames Zusammentreffen," flüsterte Albert kopfschüttelnd, „mich verfolgt ein böses Geschick!"

„Geduld, das ist noch nicht Alles. Der Mörder der Witwe Lerouge trug Handschuhe. Die Ermordete klammerte sich im Todeskampfe an seine Hände, so daß kleine Streifchen von dem Leder zwischen ihren Nägeln blieben. Sie sind herausgezogen worden, hier sind diese Streifchen. Sie sind von perlgrauer Farbe, nicht wahr? Nun, die Handschuhe, welche Sie am Dienstage Abends getragen haben, sind hier. Sie sind ebenfalls perlgrau, sie sind auch zer-

kratzt. Vergleichen Sie diese Spuren mit Ihren Handschuhen, gleichen sie sich nicht? Ist das nicht dasselbe Leder, dieselbe Farbe?"

Der Augenschein blendete hier mit so unwiderleglicher Klarheit, daß sich Nichts dagegen sagen ließ. Solchen Thatsachen gegenüber konnte Albert nur schweigen. Daburon verlor ihn keinen Augenblick aus den Augen, wenn es auch schien, als beschäftigte er sich ausschließlich mit den Gegenständen auf seinem Schreibtische.

Albert war niedergeschmettert. Kalter Schweiß feuchtete seine Stirn, und rann in kleinen Tröpfchen über sein Gesicht. Seine Hände zitterten so sehr, daß er sich ihrer kaum bedienen konnte. Er wiederholte mehrmals mit erstickter Stimme:

„Das ist schrecklich, das ist entsetzlich!"

„Endlich sehen Sie hier noch das Beinkleid, das Sie an dem Abende trugen, als der Mord begangen wurde," fuhr der unerbittliche Richter fort. „Es ist ersichtlich, daß es naß geworden ist; hier an der Seite ist es beschmutzt, das sind Spuren von Erde. Sehen Sie, hier. Uebrigens ist es am Knie zerrissen. Sie sagen, Sie erinnern sich nicht mehr der Orte, wo Sie waren — nehmen wir es an, es ist wenigstens möglich. Aber wem wollen Sie einreden, daß Sie nicht wissen, wo Sie Ihr Beinkleid zerrissen und Ihre Handschuhe zerkratzt haben?"

Welcher Mensch besäße den Muth, einem solchen Sturme zu widerstehen? Albert's Willenskraft und Festigkeit waren zu Ende — Schwindel ergriff ihn. Er setzte

sich hart auf einen Sessel nieder, und stieß verzweiflungsvoll aus:

„Es ist um den Verstand zu verlieren!“

„Sehen Sie jetzt ein,“ fuhr der Richter fort, und heftete sein scharfes Auge durchdringend auf ihn, „sehen Sie jetzt ein, daß die Witwe Lerouge von Ihnen ermordet worden sein muß?“

„Ich sehe nur ein, daß ich das Opfer einer Mystifikation bin, die dergestalt die Vernunft umnebelt, daß man nicht mehr weiß, was wahr und was unwahr ist. Ich bin unschuldig.“

„Dann sagen Sie, wie Sie den Dienstag Abend verbracht haben.“

„Ach, mein Herr, da müßte ich . . .“

Doch er besann sich schnell, und fügte mit matter Stimme hinzu:

„Ich habe schon gesagt, was ich sagen konnte.“

Daburon stand auf — jetzt kam erst der Hauptschlag, den er zu führen gedachte.

„So will ich denn Ihrem schwachen Gedächtnisse nachhelfen, und Ihnen sagen, was Sie gethan haben. Dienstag Abends, um acht Uhr, nachdem Sie durch geistiges Getränk Ihren Muth angefeuert, verließen Sie Ihre Wohnung. Sie gingen zum Bahnhofe Saint-Lazare, wo Sie mit dem Zuge um acht Uhr fünfunddreißig Minuten abfuhren. Um neun Uhr stiegen Sie auf der Station Rueil ab u. s. w. u. s. w.“

So ließ sich der kluge Richter von Tabaret's allzu thätiger Fantasie hinreißen, und wiederholte fast Wort für

Wort dieselben Tiraden, die Jener in der verflossenen Nacht ihm vorgesagt.

Allerdings hatte er Recht, der Gewandtheit des alten Polizeispions seine Anerkennung nicht zu versagen, wenn es auf den Eindruck ankam, den seine schlagende Beredsamkeit auf den Angeklagten übte. Jedes Wort traf, jede neue Wendung entmuthigte ihn mehr, er war vernichtet, wie eine Festungsmauer, die Stein für Stein aus ihren Fugen gerissen worden.

Der Richter sah Albert so hilflos vor sich stehen, daß es ihm vorkam, als sehe er ihn einen Abgrund hinabrollen, wo jeder Stützpunkt versagte, jeder Zweig riß, an dem er sich halten wollte, und jeder Stein, an den er stieß, ihm eine neue Wunde schlug.

„Hören Sie jetzt weisen Rath," schloß der Untersuchungsrichter. „Bestehen Sie nicht auf Ihrem Verneinungssystem; Sie können es doch nicht aufrecht erhalten. Ergeben Sie sich. Die Ueberzeugung muß sich Ihnen aufdrängen, daß uns kein Umstand verborgen geblieben ist. Glauben Sie mir, es ist besser Sie legen ein offenes Geständniß ab, und appelliren an die Milde des Tribunals."

Daburon setzte voraus, daß der Widerstand des Angeklagten zu Ende sei, daß er nicht mehr zu leugnen wagen werde. Er sah ihn niedergeschmettert, vernichtet, und meinte, er werde sich jetzt ihm zu Füßen werfen und um Gnade flehen. Darin irrte er sich jedoch.

So groß auch Albert's Niedergeschlagenheit war, raffte er sich doch bei diesen letzten Worten des Richters auf, und sagte mit allem Ernst und aller Festigkeit:

„Sie haben Recht; von der Ansicht aus, von der Sie ausgehen, scheint es allerdings unbezweifelbar, daß ich der Schuldige bin. An Ihrer Stelle spräche ich vielleicht eben so. Und dennoch schwöre ich Ihnen, daß ich unschuldig bin."

„Sprechen Sie sich offen aus, was Sie denken."

„Ich bin unschuldig, und kann Nichts für mich thun, als wiederholt bei diesem Ausspruche bleiben, so gut ich auch sehe, daß ich damit auf Ihre Ueberzeugung nicht einwirken kann. Alles — Alles spricht gegen mich; ich fühle es wohl, sogar meine Haltung Ihnen gegenüber. Ich muß gestehen, mich schwindelte, mein Muth begann zu wanken, solchem wunderbaren, unglaublichen Zusammentreffen gegenüber. Ich muß mich besiegt bekennen, denn ich sehe die Unmöglichkeit ein, meine Unschuld zu beweisen. Dennoch verzweifle ich noch nicht; ich halte fest an dem Glauben, daß mein Leben, meine Ehre in Gottes Hand stehen. Selbst in dieser Stunde, wo ich wie ein Verlorner Ihnen gegenüber stehen muß, hoffe ich fest, daß die Wahrheit an den Tag kommen und mich rechtfertigen wird. Darauf warte ich mit Vertrauen."

„Was meinen Sie damit?"

„Nichts Anderes, als was ich sage."

„So bestehen Sie darauf, Alles zu leugnen?"

„Ich bin unschuldig."

„Es ist Thorheit, Unvernunft . . ."

„Ich bin unschuldig."

„Gut — es ist genug für heute. Hören Sie noch die Verlesung des Protokolls, und kehren dann in das Gefängniß zurück. Ich ermahne Sie, nachzudenken. Vielleicht

kommt Ihnen über Nacht eine Eingebung zu besserem Entschlusse; wenn Sie dann wünschen sollten, mit mir zu sprechen, so schicken Sie zu mir, ich werde kommen, zu welcher Stunde es auch sei. Ich werde deshalb die nöthigen Befehle geben. Jetzt lesen Sie, Constant."

Als Albert in Begleitung der Gendarmen das Zimmer verlassen hatte, sagte der Richter halb laut zu sich selbst:

„Das ist ein hartnäckiger Spitzbube!"

Er hatte nicht mehr den geringsten Zweifel an Albert's Schuld. Für ihn war er so gewiß der Mörder, als hätte er schon Alles eingestanden. Des Erfolges der Verhandlung war er jetzt auch gewiß. Selbst wenn Albert fortführe, bis zum Schlusse Alles zu leugnen, war es doch unmöglich, bei dieser Menge von Indicien, daß der Gerichtshof die Anklage aus Mangel an Beweisen zurückwiese. Es würde also jedenfalls zu einer öffentlichen Verhandlung vor den Assissen kommen, und da war doch Hundert gegen Eins zu wetten, daß die Geschwornen alle Fragen mit „Ja" beantworten mußten.

Nach einiger Ruhe und Einkehr in sich selber fand dennoch der Richter wieder, daß er bei diesem Falle nicht jene innere Ruhe und Selbstzufriedenheit empfand, die ihn sonst beseelte, wenn er durch seine Bemühungen einen Angeklagten so weit gebracht hatte, als es ihm heute bei Albert gelungen war. Irgend Etwas in ihm lehnte sich auf und beunruhigte ihn — er wußte selbst nicht zu sagen, wie er die innere Stimme deuten sollte. Er hatte durch seine Beredsamkeit einen glänzenden Sieg errungen,

und dennoch empfand er darüber nur Unwillen und peinliche Sorge.

Ein Gedanke, der ihn plötzlich überkam — er begriff nicht, daß ihm das nicht längst eingefallen war — setzte seiner Unzufriedenheit gegen sich selbst die Krone auf.

„Eine innere Stimme sagte mir gleich, daß ich übel thue, mich in diese Angelegenheit zu mischen, jetzt bin ich dafür bestraft, daß ich auf diese warnende Stimme nicht gehört habe. Was lag daran, wenn ich mich zurückzog? Deßwegen wäre, wie die Dinge standen, der Vicomte Commarin dennoch der Anklage, der Verhaftung und schließlich gewissen Verurtheilung nicht entgangen. Ich aber, der ganzen Sache fremd, hätte Claire gegenüber treten können, ihr Schmerz muß grenzenlos sein. Als ihr Freund hätte ich ihr meine Theilnahme beweisen, mit ihr weinen, ihr Trost zusprechen können. Mit der Zeit hätte sie sich getröstet, vielleicht vergessen. Mir aber mußte sie dankbar sein, und wer weiß, was daraus hätte werden können.

„So, wie die Dinge jetzt stehen, muß ich ein Gegenstand des Abscheues für sie sein und bleiben, mag es auch kommen, wie es wolle. Sie wird mich nie mehr sehen wollen, in ihren Augen bin ich der Mörder ihres Geliebten. Ich habe mit eigener Hand eine Kluft zwischen uns gelegt, die keine Zeit ausfüllen wird. Ich verliere sie so zum zweiten Male durch eigene Schuld."

So machte der beklagenswerthe Daburon sich die härtesten Vorwürfe. Er war außer sich. Er haßte Albert mehr als je, den Unglücklichen, der noch, mit einem Verbrechen belastet, seinem Glücke in den Weg trat.

Nächst Albert zürnte er dem alten Tabaret am bittersten. Er allein hätte sich nicht so rasch entschlossen, er hätte abgewartet, seinen Entschluß reifen lassen, und dann wäre ihm gewiß eingefallen, was jetzt so klar vor seinem Geiste stand. Der leidenschaftliche Polizeispion hatte ihn wider seinen Willen mit sich fortgerissen, wie ein schlecht dressirter Jagdhund, der das Wild zu früh aufjagt.

In dieser Stimmung des Richters traf es der kleine Tabaret nicht zum Besten, als er sich bei dem Untersuchungsrichter einfand.

Er hatte von dem Ende des Verhörs Wind bekommen, und eilte herbei, brennend vor Neugier, um zu erfahren, was es gegeben, und ob seine Vermuthungen eingetroffen seien.

„Was hat er geantwortet?“ rief Tabaret, ehe er noch die Thür zugemacht hatte.

„Es scheint, daß er schuldig ist,“ antwortete der Richter so kurz und abweisend, wie man es nicht von ihm gewohnt war.

Der alte Tabaret war ganz betroffen über diesen Ton. Seine kleine Eitelkeit war schon bereit gewesen, eine ganze Ernte von Lobsprüchen einzusammeln, und jetzt wurde er so empfangen!

„Ich kam nur,“ sagte er bescheiden, „bei dem Herrn Richter anzufragen, ob etwa neue Erkundigungen einzuziehen wären, um das Alibi zu vernichten, das der Angeklagte jedenfalls vorgebracht haben wird.“

„Er hat kein Alibi,“ antwortete der Richter trocken.

„Was?“ schrie der kleine Mann, „er hat kein Alibi?

Doch ich bin ein Kind, daß ich nicht gleich begreife. Der Herr Richter werden ihn in drei Zügen matt gemacht haben. Gewiß hat er schon Alles gestanden."

„Nein," entgegnete Daburon ungeduldig, „er gesteht Nichts. Er erkennt an, daß die Beweise entscheidend sind, er kann nicht angeben, was er an jenem Abende gethan hat, und dennoch betheuert er seine Unschuld."

Der kleine Mann blieb inmitten des Zimmers wie gebannt stehen, die Augen starr, mit offenem Munde, eine Karrikatur des größten Erstaunens.

Ihm fielen die Arme am Leibe nieder.

Trotz seines ernstlichsten Verdrusses konnte Daburon ein Lächeln kaum zurückhalten, auch der lange Schreiber hätte fast gelächelt.

„Kein Alibi!" murmelte der kleine Mann. „Nichts? keine Ausflüchte? bei einem solchen Schurken? Das erkläre sich, wer kann. Kein Alibi, hätten wir uns doch getäuscht? Er kann dann nicht der Schuldige sein, er wird es nicht sein — er ist es auch nicht."

Der Untersuchungsrichter dachte, sein geheimer Agent möchte wohl in einem Weinhause in der Nähe das Ende des Verhörs abgewartet haben, oder möchte durch sonst Etwas sein Gehirn in Unordnung gekommen sein. Er sagte ernst:

„Leider haben wir uns nicht getäuscht. Es hat sich nur zu klar gezeigt, daß Herr von Commarin der Mörder ist. Uebrigens lassen Sie sich das Protokoll von Constant geben und lesen Sie selbst, wenn Ihnen das interessant

sein kann. Ich will indessen ein wenig Ordnung in diese Aktenstöße bringen."

„Geben Sie her!" sagte Tabaret mit fieberhafter Ungeduld.

Er setzte sich an Constant's Platz, stützte die Ellbogen auf den Tisch, und las aufmerksam das Protokoll.

Sobald er fertig war, sprang er auf, mit bleichem Gesicht und verstörten Zügen, trat auf den Untersuchungsrichter zu, und sagte mit erstickter Stimme:

„Herr Richter, ich habe, ohne es zu wollen, ein schreckliches Unglück angerichtet. Der Mann ist unschuldig."

„Geduld, Geduld — Sie verlieren den Kopf, mein lieber Tabaret. Wie können Sie so reden, nachdem Sie gelesen haben . . ."

„Eben weil ich gelesen habe, rufe ich Ihnen zu: halten Sie ein! sonst fällt durch unsere Schuld abermals ein beklagenswerthes Opfer der Justiz! Ueberlesen Sie noch einmal mit kaltem Blute das Protokoll, und es wird Ihnen klar werden, daß jede Antwort des Verhörten ein Beweis seiner Unschuld ist, die aus jedem seiner Worte hervorleuchtet. Ist er im geheimen Gefängnisse?"

„Und soll dort bleiben, wenn es Ihnen gefällig ist. Reden Sie jetzt so, nachdem, was Sie mir in dieser Nacht sagten, als ich noch unentschlossen zögerte?"

„Aber ich sage ja noch eben dasselbe, Herr Richter! Ach, armer Tabaret, man hat Dich nicht verstanden, und jetzt ist das Unglück geschehen. Verzeihen Sie, wenn ich den Respekt aus den Augen setze, den ich dem Richter schuldig bin, aber Sie haben meine Methode nicht richtig

aufgefaßt. Und doch ist sie ganz einfach. Wenn ein begangenes Verbrechen vorliegt, so prüfe ich die Umstände, die Einzelnheiten genau, und bilde mir daraus einen Anklageplan, den ich erst dem Richter überliefere, wenn er fertig und abgeschlossen ist. Finde ich den Mann, auf den der Plan paßt bis in das Kleinste, dann muß er der Urheber des Verbrechens sein, wenn nicht, so hat man einen Unschuldigen beinzichtigt. Es ist nicht genug, daß dieser oder jener Umstand zutreffe, entweder Alles oder gar Nichts — das ist unfehlbar.

„Auch hier kam ich durch Prüfung des Bekannten auf das Unbekannte — den Thäter. Ich prüfte sein Werk, und bildete mir darnach eine Ansicht von seiner Persönlichkeit. Die Vernunftschlüsse meiner Logik zeigten mir einen kühnen und determinirten Bösewicht, so schlau und verderbt von Grund aus wie ein Galeerensträfling. Daß aber ein solcher die gewöhnlichste Vorsichtsmaßregel, die jeder Spitzbube übt, aus den Augen gelassen haben sollte, ist unwahrscheinlich. Denken Sie doch, der Mann ist so gewandt, daß er selbst für das geübte Auge Gevrol's kein einziges Indicium zurückgelassen, und sollte sich Ihnen gegenüber absichtlich preisgeben, indem er über sein Verbleiben während der verhängnißvollen Nacht keine Auskunft geben kann. Das ist unmöglich. Ich bin meines Systems so gewiß, wie einer Rechnung, nachdem ich die Probe gemacht. Der Mörder von La Jonchère hat ein Alibi. Albert hat keines, also ist er nicht schuldig."

Daburon sah den eifrigen Redner mit jenem ironischen Lächeln an, mit dem man wohl die wunderlichen Reden

alter Leute anhört. Als der kleine Mann zu Ende schien, sagte er:

„Sie sind ein vortrefflicher Mann, mein lieber Tabaret, und haben nur einen Fehler: Sie sind übertrieben scharfsinnig. Den außerordentlichen Scharfblick in Kleinigkeiten, womit Sie ausgestattet sind, trauen Sie auch Anderen zu. Darin irren Sie. Der Angeklagte hat sich in Bezug auf sein Verbleiben wahrscheinlich deshalb nicht vorgesehen, weil er meinte, es sei unmöglich, auf ihn zu verfallen."

„Nein, Herr Richter, tausendmal Nein. Der, den ich meine, der wirkliche Schuldige, den wir noch nicht haben, fürchtete Alles und hatte Alles vorgesehen. Sehen Sie übrigens, ob Albert sich in irgend einer Weise vertheidigt? Nein. Er ist niedergeschmettert, weil er dem seltsamen Zusammentreffen gegenüber erkennt, daß es hinreichen kann, ihn zu verurtheilen. Sucht er sich irgendwie zu entschuldigen? Auch nicht. Er antwortet nur: „Es ist schrecklich. Es steckt Etwas dahinter, was er nicht sagen will."

„Ich erkläre mir das Alles recht gut, und bin meiner Sache so sicher, als hätte er schon Alles gestanden. Ich habe Beweise genug."

„Ach, Beweise hin, Beweise her! Die hat man immer, bevor man Jemanden festnimmt. Beweise lagen gegen alle die Unschuldigen vor, die schon verurtheilt worden sind. Was hatte ich nicht gegen Kaiser, den armen Schneider, für Beweise, und er war doch nicht schuldig."

„Und wenn er das Verbrechen nicht begangen haben soll, der allein einen Vortheil davon haben konnte, wer

denn sonst? Vielleicht sein Vater, der alte Graf Commarin!"

„Nein, der Mörder ist ein junger Mann."

Daburon war inzwischen mit dem Ordnen seiner Papiere fertig geworden, und hatte sich zum Gehen bereit gemacht. Er nahm seinen Hut, und sagte beim Fortgehen:

„Nun also! Lassen Sie das, bis wir uns wiedersehen, und vertreiben Sie indessen die Gespenster, die Sie plagen. Morgen sprechen wir weiter; für heute Abend bin ich schon todtmüde. Constant, wenn der Angeklagte Commarin mich zu sprechen wünschen sollte, so kommen Sie sogleich zu mir."

Als er zur Thür hinaus wollte, trat Tabaret ihm entgegen, und flehte dringend:

„Herr Richter, hören Sie mich, ich bitte Sie um Gottes Willen! Er ist unschuldig, ich schwöre es Ihnen zu! Helfen Sie mir, den Schuldigen zu finden. Denken Sie, Herr Richter, an unsere Gewissensbisse, wenn ein Unschuldiger durch uns ..."

Doch der Richter wollte nichts mehr hören. Ungeduldig schob er den kleinen Mann bei Seite, und eilte die Gallerie entlang.

Der arme Tabaret wandte sich in seiner Verzweiflung an den langen Schreiber, beschwor ihn, und suchte ihm zu beweisen ..."

Doch das war vergebene Mühe. Constant bog ruhig seine Akten in die richtigen Brüche, packte zusammen und dachte an seine Abendsuppe, die vielleicht schon kalt werde.

Bald stand Tabaret allein drauß en im finsteren Gange.

Es wurde stiller und endlich ganz still in dem weitläufigen Gebäude. Er rang verzweiflungsvoll die Hände.

„Unglück über Unglück," jammerte er. „Albert ist unschuldig, und ich habe ihn der Justiz überliefert! Das kommt davon, daß ich diesem einseitigen Richter eine Ueberzeugung aufgedrungen, die ich seinem Geiste nicht mehr entwinden kann.

„Er ist unschuldig und leidet jetzt die schrecklichste Angst! Wenn er einen Selbstmord beginge! Man hat genug Beispiele, daß fälschlich Angeklagte sich in ihrem Gefängnisse aus Verzweiflung umbrachten.

„Wie leicht unterliegt der menschliche Geist! — Aber ich will ihn nicht verlassen; durch mich ist er in diese Noth gekommen, durch mich soll er daraus erlöst werden. Ich muß den Schuldigen finden, und ich werde es. Der aber, der Räuber, soll mir diesen Irrthum schwer bezahlen!"

XIII.

Als Noel Gerdy mit dem alten Grafen Commarin das Zimmer des Untersuchungsrichters verlassen hatte, begleitete er ihn bis zu seinem Wagen, der auf dem Boulevard wartete, vor dem Thore des Justizpalastes, und als er noch dem alten Herrn beim Einsteigen behilflich gewesen, machte er Miene, sich zu entfernen.

Mit einer Hand auf die offen gehaltene Wagenthür gestützt, verbeugte er sich tief und fragte:

„Wann werde ich wohl die Ehre haben, bei Ihnen erscheinen zu dürfen?"

„Steigen Sie ein," antwortete der Alte.

Der Advokat behielt seine gebeugte Stellung bei, und stammelte Entschuldigungen. Er brachte wer weiß was für dringende Abhaltungen vor — er müsse durchaus nach Hause, behauptete er.

„Steigen Sie ein!" wiederholte der Graf in einem Tone, der keine Widerrede zuließ.

Noel gehorchte.

„Sie finden Ihren Vater wieder, doch — das muß ich Ihnen sagen — Ihre Freiheit verlieren Sie."

Der Wagen fuhr ab, und der Graf bemerkte in diesem Augenblicke erst, daß Noel bescheidentlich auf dem Rücksitze Platz genommen hatte. Diese Demuth schien ihm sehr zu mißfallen.

„Sind Sie verrückt!“ rief er. „Hier an meiner Seite ist Ihr Platz! Sind Sie nicht mein Sohn?“

Der Advokat setzte sich schweigend an die Seite des gefährlichen Alten, und machte sich so klein als möglich.

Die Szene bei Daburon mußte ihn in ungewöhnlicher Weise erschüttert haben, denn seine gewöhnliche Sicherheit, seine etwas kalte und steife Ruhe, unter welcher er jede Erregung verbarg, war gänzlich verschwunden. Glücklicher Weise konnte er sich während der Fahrt erholen und ein wenig besinnen.

Vater und Sohn sprachen unterwegs kein Wort mit einander.

Als der Wagen vor der Freitreppe des Hotel Commarin hielt, und der Graf unter Noel's Beistand ausstieg, fand ein kleiner Auflauf unter der Dienerschaft des Hauses statt.

Wie verabredet, standen Alle im Vorzimmer, die im Hause anwesend waren, aus Küche, Garten, Keller und Stall waren sie herbeigeeilt, das Unerhörte zu sehen. Es waren nur etwa fünfzehn Personen, denn der größere Theil der Dienerschaft war wegen Zeugenverhörs in den Justizpalast beschieden worden. Die versammelte Schaar erschien keineswegs in Gala, sondern Jeder war von seiner Beschäftigung, wie er eben ging und stand, herbeigelaufen, weil es verlautbarte, daß der Advokat, der den Vicomte

an jenem Sonntage besucht, jetzt mit dem Herrn Grafen ankäme.

Die sonderbare Begebenheit im Hotel Commarin hatte übrigens schon die Runde durch den betreffenden Stadttheil gemacht, und war in vermehrter und verbesserter Ausgabe, mit den verschiedensten Kommentaren und Zusätzen, überall wiedererzählt worden. Verschiedene noble und besonders stolze Herrschaften hatten es nicht verschmäht, ihre Bedienten zu denen des Hauses Commarin auf Besuch zu schicken, damit sie auf diese Weise doch etwas Näheres erfahren möchten. Eigentlich wußte Niemand Etwas, aber dennoch wußte Jeder Alles.

Es ist eine alte Erfahrung, daß bei der Entdeckung eines verübten Verbrechens die Polizei trotz der genauesten Nachforschungen oft noch gar nichts weiß, indeß man sich in den Straßen schon die ganze Geschichte bis in die genauesten Details erzählt.

„Was?“ sagte ein Gehülfe der Küche, „der große Braune mit dem Schnauzbart soll der wahre Sohn des Grafen sein?“

„Es ist so,“ antwortete ein Kammerdiener des ältern Grafen würdevoll, „der Andere ist eben so wenig sein Sohn als der Jean hier, der mit sammt seinem Herrn zum Teufel gejagt wird, wenn der sich wieder blicken läßt.“

„Das ist eine Geschichte!“ sagte Jean mehr neugierig als besorgt des Wegjagens wegen.

„Dergleichen kommt alle Tage in vornehmen Häusern vor,“ meinte der Küchenmeister.

„Wie mag das nur zugegangen sein?“

„Ich habe gehört, daß die selige Gräfin einmal einen einsamen Spaziergang machte, und ihr dabei ihr kleiner sechsjähriger Sohn von Zigeunern geraubt wurde. Die arme Frau war außer sich vor Schmerz, und besonders in großer Angst vor dem Grafen, der sehr heftig sein konnte. Was thut sie in ihrer Noth? Sie kauft einer vorübergehenden Hausirerin ihren kleinen Sohn ab, der eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Geraubten hatte."

„Und der Andere, der große Braune, was geschah mit dem?"

Der Redner wollte eben auch über diesen eine glaubwürdige Historie auftischen, als er durch die Ankunft Herrn Lubin's unterbrochen wurde, der eben in Begleitung des jungen Joseph vom Justizpalaste zurückkam. Jetzt wandte sich die ganze Gesellschaft dem Neuangekommenen entgegen, alle die begehrlichen Augen waren auf ihn gerichtet und flehten um Auskunft.

Er fühlte sich als den Herrn der Situation, doch ließ er sein Publikum nicht allzulange schmachten, sondern rief aus:

„Welch' ein Bösewicht ist dieser Albert, welch' ein durchtriebener Spitzbube!"

Er sagte weder „Herr" noch „Vicomte," und sein Auditorium fand das ganz in der Ordnung.

„Uebrigens habe ich immer so Etwas geahnt, denn der Bursche hat mir nie recht gefallen wollen. Da sieht man aber, welchen Unannehmlichkeiten man alle Tage ausgesetzt sein kann in unserem Stande. Der Richter sogar sagte mir dasselbe. Herr Lubin, sagte er, ich bedauere

wirklich, daß ein Mann wie Sie bei einer so niederträchtigen Canaille in Dienst sein mußte. Wissen Sie, sagte er, außer der alten achtzigjährigen Frau hat er auch noch ein kleines Mädchen von zwölf Jahren umgebracht, welches er buchstäblich in Stücke gehackt hat."

„Ich sage es ja, er muß schön dumm sein," fügte der kleine Joseph hinzu. „Muß man sich denn selbst mit so Etwas abgeben, wenn man doch reich ist, und es doch genug arme Teufel gibt, die für ein schönes Stück Geld ihm gern solche Dienste leisteten!"

„Und bei alledem werdet Ihr sehen, daß er wie ein schneeweißes Täubchen aus dem Prozesse hervorgeht. Die reichen Leute machen Alles mit Gelde ab."

„Ei was," sagte der Küchenmeister, „ich gäbe doch einen Monatsgehalt darum, wenn ich jetzt ein Mäuschen sein könnte, und zuhören, was der Herr jetzt oben mit dem Braunen spricht. Sollte man denn nicht ein wenig horchen können?"

Diese Proposition erfreute sich nur geringen Beifalls, denn die Leute aus der Umgebung des Grafen wußten aus Erfahrung, daß das in wichtigen Fällen ganz vergeblich war.

Der Graf kannte die Art der Diener aus langjähriger Erfahrung, und hatte sein Kabinet vollkommen unnahbar eingerichtet.

Das feinste Ohr vernahm Nichts am Schlüsselloche, selbst wenn der Graf im Zorn seine donnernde Stimme ertönen ließ. Nur Denis, der Premier der Dienerschaft, konnte Manches vernehmen, doch dieser wurde für sein Schweigen bezahlt, und er schwieg.

Der alte Graf saß in demselben Armsessel, an dem er seinen Zorn über Albert am Abende vorher ausgelassen hatte. Er war wieder kalt und stolz, wieder er selbst, seit er vor seinem Hause abgestiegen.

Er war um so stolzer, um so unnahbarer, als er sich durch seine Schwäche, dem Richter gegenüber, gedemüthigt fühlte, und sie sich selbst nie verzeihen zu können glaubte.

Er begriff nicht, wie er einer augenblicklichen Erschütterung so habe nachgeben, so gemein plauderhaft habe sich geberden können.

Er erröthete und spottete sich selbst aus, wenn er an die Geständnisse dachte, die ihm eine momentane Geistesverwirrung entlockte.

Wie Albert am Abende, so hielt sich jetzt Noel, der seine Selbstbeherrschung wieder erlangt hatte, in kalter, respektvoller, jedoch keineswegs demüthiger Zurückgezogenheit.

Vater und Sohn maßen einander mit Blicken, die wenig Sympathisches oder Freundschaftliches hatten.

Sie sahen sich an, als wollten sie einander die schwachen Seiten ablauschen, ehe sie den gefährlichen Kampf mit einander wagten.

„Von heute an betrachten Sie mein Haus als das Ihrige," fing der Graf mit strengem Tone an. „Sie sind der Vicomte von Commarin, Sie treten in alle die Rechte ein, deren Sie bisher beraubt waren. Halt, danken Sie mir noch nicht, ich will Sie gleich zuerst allen Dankes entbinden. Bedenken Sie wohl und vergessen Sie es nicht, daß ich Sie nie anerkannt hätte, wenn ich Meister der

Begebenheiten blieb. Mit meinem Willen wäre Albert stets an seinem Platze geblieben."

„Ich verstehe Sie, Herr Graf," antwortete Noel. „Ich glaube wohl, daß ich kaum meine Hand zu der Handlung hergegeben hätte, durch welche Sie mich dessen beraubten, was mir gehörte. Aber ich sage selbst, wenn ich einmal das Unglück gehabt hätte, sie zu begehen, ich auch in der Folge eben so wie Sie gehandelt haben würde. In Ihrer hohen Stellung ist man der Oeffentlichkeit besondere Rücksichten schuldig. Besser eine heimliche Ungerechtigkeit dulden, als seinen Namen übler Nachrede aussetzen."

Diese Antwort überraschte den Grafen angenehm. Der Advokat sprach seine eigene Ansicht aus. Doch ließ er nichts von seiner Zufriedenheit merken, und sagte mit noch strengerem Tone:

„Ich habe kein Recht auf Ihre Zuneigung und verlange sie nicht — aber ich beanspruche stets die vollkommenste Unterwürfigkeit. In unserem Hause ist es von Alters her Gebrauch, daß der Sohn den Vater nicht unterbreche, so lange dieser spricht. Das haben Sie so eben gethan. Eben so haben die Kinder nicht über ihre Eltern zu urtheilen, was Sie ebenfalls gethan haben.

„Als ich vierzig Jahre alt war, war mein Vater vollkommen kindisch geworden, ich erinnere mich jedoch nicht, jemals in seiner Gegenwart laut gesprochen zu haben. Das merken Sie sich zuvor.

„Albert führte seinen eigenen Haushalt, getrennt von dem meinigen, er hatte seine eigene Dienerschaft, seine eigene Equipage, zu deren Erhaltung ich ihm viertausend Francs

monatlich gab. Ich habe jetzt beschlossen, um aller Verleumdung zuvorzukommen und Ihnen eine würdige Stellung zu bereiten, daß Sie ein noch bedeutenderes Haus machen sollen. Ich werde Ihre monatlichen Einkünfte auf sechstausend Francs erhöhen, und wünsche, daß Sie dieselben auszugeben verstehen, und durch Ihr Benehmen so wenig als möglich an Ihre bürgerliche Erziehung erinnern.

„In dieser Hinsicht mache ich Ihnen überhaupt die größte Vorsicht zur Pflicht. Wägen Sie jedes Wort ab, das Sie sprechen, überlegen Sie Ihre unbedeutendsten Handlungen mit Bedacht. Sie werden von tausend müssigen Augen sorgfältig beobachtet werden, und unsere Standesgenossen würden über jedes kleine Versehen ihre bissigen Bemerkungen machen. Können Sie fechten?“

„Ich stehe meinen Mann darin.“

„Sehr gut. Können Sie reiten?“

„Das nicht, doch entweder habe ich es in einem halben Jahre vollkommen gelernt, oder den Hals gebrochen.“

„Sie können auch ein Kavalier werden, ohne sich den Hals zu brechen. Albert's bisherige Wohnung werden Sie natürlich nicht beziehen. Diese Zimmer, wo die Polizei ihr Wesen trieb, sollen nicht mehr betreten werden. Unser Haus hat, Gott sei Dank, Raum genug. Sie sollen den andern Flügel bewohnen, über eine andere Stiege hinaufgehen.

„Dienerschaft, Equipagen, Möbel — Alles das muß in kürzester Zeit neu beschafft werden, damit Sie sogleich der Welt mit jenem Aplomb entgegentreten können, als wäre es nie anders gewesen. Ihr Auftreten ist an sich ein

abscheulicher Skandal, ich weiß es, ist aber nicht zu ändern. Ein anderer Vater würde Sie vielleicht auf einige Monate an den Hof nach Oesterreich oder Rußland schicken — ich aber halte allzu große Subtilität für zweckwidrig. Je derber und ungenirter man der öffentlichen Meinung entgegentritt, desto eher kehrt sie sich zu unseren Gunsten.

„Einmal muß es sein, also vorwärts! Ich werde noch heute die nöthigen Befehle geben, daß Alles in's Werk gerichtet werde, so ist in Kurzem das ganze Aufsehen zu Ende, und Keiner spricht mehr davon. Gleich zum Beginn will ich Ihnen meine Leute vorstellen.“

Der Graf griff nach der Glocke, um seinen Vorsatz sogleich zur Ausführung zu bringen. Noel hielt ihn zurück.

Ihm war seltsam zu Muthe, als er den Grafen so reden hörte. Ihm war, als beträte er, mit Aladin's Wunderlampe in der Hand, die unterirdischen Räume, die von Gold und Edelsteinen funkelten. Fast schwindelte ihn vor dem Dasein, das ihm der Graf verkündigte, das seine kühnsten Wünsche und Erwartungen übertraf. Es wogte in ihm von neuen, unnennbaren Empfindungen. Sein bisheriges Leben fiel wie ein lästiges, enges Kleid von ihm ab.

Doch wußte er sich dergestalt zu beherrschen, er war dermaßen gewohnt, die heftigsten innerlichen Kämpfe unter der Maske der größten Gleichgiltigkeit zu verbergen, daß man auch diesmal seinem Gesicht nicht die mindeste Aufregung ansah. Indem es in seinem leidenschaftlichen Innern schäumte und brauste, sah er kühl und fast wehmüthig d'rein.

„Wollen Sie mir gnädigst verzeihen, wenn ich es

wage, trotz meiner gehorsamsten Unterwerfung unter Ihren Willen Ihnen Einiges zu entgegnen. Ihre Güte rührt mich tief, mehr als ich sagen kann, dennoch möchte ich Sie ersuchen, mit der Manifestation derselben noch ein wenig zu verziehen. Sie werden vielleicht mir nicht ganz Unrecht geben.

„Meine eigenthümliche Lage macht mir Zurückhaltung zur Pflicht. Man soll die öffentliche Meinung nicht fürchten, doch auch nicht sie herausfordern. Es wird schwer sein, die Meinung zu meinen Gunsten zu stimmen, allein wie würde ich erst getadelt werden, wenn ich so schnell als der Sohn Ihres Hauses aufträte, wie ein Räuber, der über den noch warmen Leichnam des Beraubten steigt, um nur gleich Alles sich anzueignen.

„Noch ist Ihr anderer Sohn bei Allen in allzu frischem Andenken. Ein Vergleich mit ihm würde nicht zu meinen Gunsten ausfallen. Und im Augenblicke, wo unser Haus so schweres Unglück trifft, würde ein glänzendes Auftreten, ein Triumphzug meinerseits, mir wenig ziemen."

Der Graf hörte ruhig zu, ohne ein Zeichen von Beifall oder Mißvergnügen, vielleicht fand er Noel's Ansichten nicht so unrecht.

Noel war ein scharfer Beobachter. Er machte die Bemerkung, daß des Grafen Strenge mehr scheinbar als wirklich war — und schöpfte aus dieser Ansicht neuen Muth.

„Ich ersuche den Herrn Grafen demnach um die Erlaubniß, augenblicklich in meiner Lebensweise nichts ändern zu dürfen. Wenn ich mich jetzt nicht sehen lasse, komme ich

der Verleumdung zuvor. Man wird sich indessen allmälig an die bevorstehende Aenderung gewöhnen, das ist schon viel gewonnen. Wenn ich auf mich warten lasse, so kann man mich wenigstens nicht als einen Eindringling ansehen. Das Unbekannte wird nie geschmäht, im Gegentheil werden Alle, die Albert mit neidischem Auge betrachteten, sich meiner annehmen, so lange mein Auftreten ihnen kein Aergerniß gibt.

„Ich selbst gewinne durch diesen Aufschub die Zeit, mich an den plötzlichen Glückswechsel zu gewöhnen. Ich möchte in Ihrer Welt — jetzt auch der meinigen — nicht mit den Manieren eines Emporkömmlings auftreten. Mein Name würde mir anfangs ungewohnt sein, wie ein zu enges Gewand. Auch läßt sich besser in aller Stille die Rektifikation meiner Ansprüche durch die Gerichte vollziehen."

„Vielleicht wäre es so am Besten," murmelte der Graf.

Die leicht gewonnene Zustimmung des Grafen überraschte Noel. Ihm hatte schon eine Idee vorgeschwebt, der Graf wolle ihn vielleicht prüfen, in Versuchung führen. Jedenfalls hatte er triumphirt, ob er nun nicht in die Falle gegangen war, oder wirklich durch seine Beredsamkeit den Grafen umgestimmt hatte. Das machte ihn noch sicherer, er war jetzt ganz Herr seiner selbst.

„Ich muß hinzufügen, Herr Graf," fuhr er fort, „daß ich auch meinen Verhältnissen einige Rücksicht schuldig bin. Bevor ich an meine zukünftige Umgebung denke, ziemt es mir, mich mit Denen zu beschäftigen, die ich zurücklasse — meine Freunde und Klienten.

„Ich stehe an dem Punkte, wo ich erst anfangen wollte, die Früchte zehnjähriger Arbeit und Ausdauer zu genießen. Bisher habe ich nur gesäet, und erwartete die Ernte. Mein Name fängt schon an, Ruf zu gewinnen. Ich gestehe ohne Scheu, daß ich bisher Ansichten und Meinungen offen ausgesprochen, die mir im Schlosse Commarin übel anstehen möchten, und es ist unmöglich, in vierundzwanzig Stunden total in das Gegentheil umzuschlagen."

„Aha, Sie sind also auch liberal?" sagte der Graf in spöttischem Tone. „Mir scheint, das ist eine Modekrankheit. Albert war auch sehr liberal."

„Ein intelligenter Mann, der in der Welt fortkommen will, kann sich von solchen Ideen nicht fernhalten. Im Grunde streben alle die verschiedenen politischen Fraktionen doch nur nach dem Einen, nach Macht und Einfluß — freilich jede auf ihre Weise. Ich will mich nicht weiter darüber auslassen. Sein Sie überzeugt, Herr Graf, daß ich meinem Range Rechnung tragen werde, und ihm gemäß denken und handeln."

„Das hoffe ich von Ihnen, und wünsche nie Ursache zu haben, den Tausch mit Albert beklagen zu müssen."

„An mir soll es nicht liegen. Doch weil Sie, Herr Graf, des Armen gedachten, so erlauben Sie mir, auch einige Worte zu seinen Gunsten zu sprechen."

Der Graf sah Noel mit mißtrauischen Blicken an, und fragte:

„Was vermögen wir in Zukunft für Albert zu thun!"

„Wie?" rief Noel voll Feuer, „möchten Sie ihn verlassen, da ihm kein Freund auf der Welt mehr bleibt?

Er ist Ihr Sohn, er ist mein Bruder, er trug dreißig Jahre lang den Namen Commarin. Die Glieder einer Familie haften für einander. Ob er ein Verbrecher sei oder nicht, er hat das Recht, auf unsern Beistand zu rechnen, den wir ihm schuldig sind."

Der Graf fand abermals seine eigene Ansicht im Munde seines Sohnes wieder, und das rührte ihn.

„Was denken Sie denn zu thun?"

„Ihn zu retten, wenn er unschuldig ist, was ich hoffe und wünsche. Ich bin Advokat, und denke, mich zu seinem Vertheidiger aufzuwerfen. Man hat mir schon oft gesagt, ich sei nicht ohne Talent, und in dieser Sache will ich beweisen, daß es so ist. So schwere Anklagen auch auf ihm lasten mögen, ich will sie zu vernichten suchen, ich werde die Zweifel lösen, die Wahrheit soll durch die Kraft meiner Ueberzeugung siegen, ich will alle Mittel der Beredsamkeit anwenden, sie dem Geiste meiner Zuhörer mitzutheilen. Ich will ihn retten, das soll mein letztes öffentliches Auftreten sein."

„Wenn er aber gestände?" warf der Graf ein, „wenn er vielleicht jetzt schon gestanden hat?"

„Dann, Herr Graf," erwiederte Noel mit düsterem Ernste, „würde ich ihm den letzten Dienst leisten, den in solchem Falle ich selbst von meinem Bruder erwarten würde: ich würde ihm die Mittel verschaffen, vor dem Urtheil die Welt zu verlassen."

„Das nenne ich gut gesprochen, mein Sohn, sehr gut!"

Er reichte Noel die Hand, die dieser mit respektvoller Dankbarkeit drückte.

Der Advokat athmete immer leichter. Er hatte schon den rechten Weg zu dem Herzen des stolzen Aristokraten gefunden, er hatte ihn schon erobert, seinen Beifall zu erringen gewußt.

„Sprechen wir wieder von Ihnen," fing der Graf an. „Ich füge mich den Gründen, die Sie mir vorgelegt haben, und es mag diesmal geschehen, wie Sie wünschen. Doch bedenken Sie wohl, daß das nur eine Ausnahme ist. Ich widerrufe nie, was ich einmal beschlossen und angeordnet, selbst wenn es sich zeigen sollte, daß ich nicht gut und meinem eigenen Interesse zuwider gehandelt habe.

„Sie können indessen jedenfalls von heute an bei mir wohnen und meine Mahlzeiten theilen. Wir wollen gleich nachsehen, wo wir Sie unterbringen, bis Sie offiziell als mein Sohn auftreten und Ihre eigene Wohnung einnehmen."

Noel war so kühn, abermals den alten Edelmann zu unterbrechen. Er sagte:

„Verzeihen Sie, Herr Graf, als Sie mir befahlen, Ihnen zu folgen, gehorchte ich, wie es meine Pflicht war — jetzt aber ruft mich eine andere, geheiligte Pflicht. Madame Gerdy liegt im Sterben. Kann ich sie in ihren letzten Leiden verlassen, die mir eine treue Mutter war?"

„Valerie!" murmelte der Graf.

Er stützte sich auf die Lehne seines Fauteuils und barg das Gesicht in beiden Händen. Die Vergangenheit tauchte plötzlich vor ihm auf.

„Sie hat mir sehr weh' gethan," sagte er, seinen Gedanken folgend, „sie zerstörte mein Leben und doch — habe

ich das Recht, unversöhnlich zu sein? Sie erliegt der Anklage, die auf Albert, ihrem Sohne, lastet. Ich wollte es so! Gewiß würde ihr, in der letzten Stunde, ein Wort von mir zu unendlichem Troste gereichen. Ich will Sie begleiten."

Noel erbebte bei diesem unerhörten Vorschlage.

„Ach, Herr Graf," rief er lebhaft, „wollen Sie sich, um Gotteswillen, den herzzerreißenden Anblick ersparen! Ihr edler Zweck würde nicht erreicht. Wahrscheinlich lebt die arme Frau noch, doch ihr Geist ist längst todt. Der Schlag war zu heftig, er konnte ihn nicht überleben. Die Unglückliche würde Sie nicht verstehen, ja nicht einmal erkennen."

„So gehen Sie allein," seufzte der Graf, „gehen Sie, mein Sohn!"

Dieses wohl betonte Wort läutete wie eine Siegesfanfare in Noel's Ohren, obwohl er, seiner leidenden Zurückhaltung getreu, sich Nichts davon merken ließ.

Er verneigte sich zum Abschiede — der Graf winkte ihm zu warten.

„In jedem Falle wird Ihr Couvert bei Tische bereit sein. Ich speise pünktlich um halb Sieben, es wäre mir lieb, wenn Sie mir Gesellschaft leisteten."

Er läutete — der Kammerdiener erschien.

„Denis, wenn ich auch für Niemanden zu Hause bin, so ist dieser Herr doch davon ausgenommen. Sagen Sie es den Leuten: der Herr ist hier zu Hause."

Als der Advokat fort war, fühlte der Graf erst die große Wohlthat des Alleinseins.

Seit dem Morgen waren die Ereignisse so rasch einander gefolgt, daß keine Zeit zum Besinnen übrig geblieben war. Jetzt erst war ihm vergönnt, über das Geschehene nachzudenken.

„Dieser ist also mein rechtmäßiger Sohn," sagte er zu sich selbst. „Ich bin gewiß, daß er der rechte ist. Auch könnte ich ihn nicht verleugnen: er ist das lebendige Bildniß meiner selbst, als ich dreißig Jahre alt war. Er sieht gut aus, dieser Noel, sogar sehr gut, sein Gesicht nimmt ein zu seinen Gunsten. Er ist intelligent, ein feiner Kopf. Er war demüthig ohne Niedrigkeit, und festen Willens ohne Arroganz. Sein unerwartetes Glück verblendet ihn nicht. Wer Glück ertragen kann, dem sollte man wohl vertrauen können. Er hat gute Gedanken, und weiß sich selbst geltend zu machen.

„Dennoch fühle ich durchaus keine Sympathie für ihn, und mir scheint, ich bedauere bereits, meinen armen Albert verloren zu haben. Ich wußte ihn nicht zu schätzen. Das arme, unglückliche Kind! Wie konnte er nur ein gemeines Verbrechen begehen? Er mußte den Verstand verloren haben.

„Das Auge dieses Noel gefällt mir nicht, es ist allzu hell. Ich höre viel Lobenswerthes über ihn. Wenigstens benimmt er sich sehr anständig und zeigt eine edle Denkungsart. Er ist willenskräftig, großmüthig, ja fast heroisch; er verzeiht gern, was ihm Uebles geschehen, und wäre bereit, sich für mich zu opfern. Auch Madame Gerdy verzeiht er, und spricht von Albert nur Gutes.

„Man sollte es fast nicht recht glauben. Aber die

jungen Leute scheinen heut zu Tage alle so zu sein. Wir leben in einer glücklichen Zeit, unsere Kinder werden nicht mit so vielen Vorurtheilen und Lastern zu kämpfen haben, als wir. Sie sind leidenschaftsloser, sie lassen sich von keiner jugendlichen Thorheit fortreißen.

„Ach, Albert war auch so, der Ernst, die Gediegenheit selber, und dennoch ermordete er Claudine! Was ist denn von Diesem zu erwarten? — Ich hätte ihn doch zu Valerie begleiten sollen!“

Der Graf bemerkte nicht, daß Noel wenigstens seit zehn Minuten fort war; er eilte an das Fenster, in der Hoffnung, ihn noch irgendwo im Hofe zu entdecken.

Doch Noel war schon ferne. Er verließ flüchtigen Fußes das Haus Commarin, nahm einen Wagen an der Straßenecke, und ließ sich so schnell als möglich nach seiner Wohnung, Straße Saint-Lazare, befördern.

Als der Wagen vor des Advokaten Thüre hielt, sprang er rasch heraus, warf dem Kutscher ein Fünffrankenstück zu, und stieg eilenden Fußes zu seiner Wohnung hinauf.

Das Mädchen öffnete. Noel sagte:

„Hat Niemand nach mir gefragt?“

„Nein, Niemand.“

Dem Advokaten schien bei dieser Antwort ein Stein vom Herzen zu fallen — er fragte ruhiger weiter:

„Aber der Doktor war doch hier?“

„Er war diesen Vormittag hier, als der Herr schon fort waren, und kam so eben wieder. Er ist noch drinnen, aber mir scheint er sehr besorgt zu sein.“

„Gut, gut — ich will mit ihm sprechen. Wenn Jemand

zu mir will, so führen Sie ihn in mein Arbeitszimmer — hier ist der Schlüssel — und rufen Sie mich."

Er trat in das Zimmer, und der erste Blick auf die Kranke lehrte ihn, daß während seiner Abwesenheit keine Besserung eingetreten war.

Sie lag mit geschlossenen Augen und krampfhaft verzogenem Gesicht, scheinbar ohne Leben, auf dem Rücken ausgestreckt. Nur ein plötzliches, konvulsivisches Zucken verrieth von Zeit zu Zeit, daß sie noch lebe.

Ueber ihrem Kopfe war ein Gefäß mit Eiswasser angebracht, welches langsam auf den Schädel niedertropfte. Die weiße Stirn entstellten große bläuliche Flecken.

Auf dem Tisch und Kamin standen verschiedene Fläschchen und halb geleerte Gläser.

Zu Füßen des Bettes lag ein blutbeflecktes Tuch — ein Zeichen, daß bereits Blutigel angewendet worden waren.

Am Kamine, wo ein helles Feuer flackerte, kauerte eine Nonne vom Orden von Saint-Vincent de Paul, die ein siedendes Kesselchen beobachtete.

Es war eine noch junge Person, doch ihr volles Gesicht war so weiß wie die unschönen Leinwandbinden, die es einrahmten, so gleichmäßig und unbeweglich, daß es schien, sie habe mit der Freiheit ihres Lebens auch die Freiheit der Gedanken auf den Altar der Kirche niedergelegt. Schwerfällig hing der grobe, graue Rock um sie her, und der ungeheuer große Rosenkranz an ihrem Gürtel rasselte mit seinen kupfernen Kreuzen und Münzen, so wie sie sich bewegte.

Dem Krankenbette gegenüber saß in einem Fauteuil

der Doktor Hervé, anscheinend in die Beschäftigung der Nonne vertieft. Er stand erfreut auf, als Noel eintrat, reichte ihm die Hand entgegen, und rief:

„Endlich bist Du da!“

„Ich war im Justizpalaste beschäftigt,“ sagte Noel, als fühle er die Nothwendigkeit, seine Abwesenheit zu entschuldigen, „und konnte nicht früher abkommen, obgleich ich wie auf Kohlen saß.“

Leise fuhr er fort, zum Ohr des Doktors gebeugt, mit vor Unruhe bebender Stimme:

„Nun, wie steht es hier?“

Der Doktor zuckte die Achseln mit ernster Miene.

„Der Zustand hat sich verschlimmert, die Krampfanfälle treten immer häufiger auf ...“

Er hielt inne, denn der Advokat hatte seinen Arm gefaßt, den er heftig drückte. Madame Gerdy bewegte sich ein wenig, und stieß einen schwachen Seufzer aus.

„Sie hat Dich verstanden,“ flüsterte Noel.

„Ich wünschte es, es wäre ein Glück, doch Du irrst Dich, es ist nicht so. Wir wollen übrigens nachsehen.“

Er trat zum Bette, fühlte den Puls der Kranken, und sah sie scharf und prüfend an. Dann hob er mit der Fingerspitze leicht ihr Augenlid.

Das Auge sah starr und leblos aus.

„Komm' her, und sieh' selbst. Nimm ihre Hand, sprich zu ihr.“

Noel befolgte bebend, was der Freund gebot. Er trat hinzu, beugte sich über die Kranke, und flüsterte ihr in das Ohr:

„Mutter, ich bin hier, Noel, Dein Noel! Sprich ein Wort, gib mir ein Zeichen, verstehst Du mich, Mutter?"

Keine Bewegung, kein Zeichen des Verständnisses. Die Kranke blieb starr wie zuvor.

„Siehst Du, ich sagte es Dir gleich."

„Die Arme! ob sie wohl leidet?"

„In diesem Zustande nicht."

Die Nonne war auch aufgestanden und zu den Freunden an das Bett getreten.

„Herr Doktor, ich bin fertig," sagte sie.

„Rufen Sie das Dienstmädchen, damit sie uns hilft, die Kranke in Senfteig zu hüllen."

Das Mädchen eilte herbei. Beide weibliche Wesen entkleideten die Leidende, und wickelten sie in die bereiteten Umschläge. Es war nicht anders, als wenn sie einen Leichnam unter den Händen hätten. Die arme Frau mußte wohl viel gelitten haben, denn sie war entsetzlich mager. Selbst die barmherzige Schwester sah sie mitleidig an, die doch an den Anblick des Leidens gewöhnt war. Seit fünfzehn Jahren ging sie von einem Krankenbett zum andern, und wie manchem Kranken hatte sie schon die Augen zugedrückt!

Ende des zweiten Bandes.



Druck von ... Wien.

